14/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Farbiges Korjo

Festival-erlebnisse in Phjòngjang

★ Inhalt

Besuch bei Freunden
Von der Reise Erich Honeckers nach Moskau und Magnitogorsk **Seite 2**

Weltfestspiele
Bildbericht aus Phjòngjang **Seite 6**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Bildbericht
Rhodopen – ein Dorf sucht seine Zukunft **Seite 16**

Interview
Fragen an die Geschichte **Seite 18**

Budapester Korrespondenz
Bilder aus dem ungarischen Alltag **Seite 22**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Karl-Eduard von Schnitzler erinnert sich **Seite 26**

Geschichte
Der Puffer und der Rest **Seite 28**

Straßenbekanntschaft
Moskaus neuer alter Arbat **Seite 30**

Erzählungen
Peter Karvaš: „Nero“ und „Hamlet und Ophelia“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die Schatzinsel“ **Seite 40**

Aktueller Bericht
Zu den Ereignissen in Usbekistan **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Reisereportage
Wohnraum für Litauens Hauptstadt **Seite 46**

Bildende Kunst
Balaklaws gemalte Träume **Seite 52**

Sport
Im Hafen der Ehe turnt's sich besonders gut **Seite 54**

Titelfoto:

Peter Meißner fotografierte bei den XIII. Weltfestspielen der Jugend und Studenten das Folkloreprogramm der KDVR. Der Begriff „Korea“ ist erst im 13. Jahrhundert mit der lateinischen Übersetzung Korjo nach Europa gekommen.

Redaktionsschluß für dieses Heft: **10. 7. 1989**

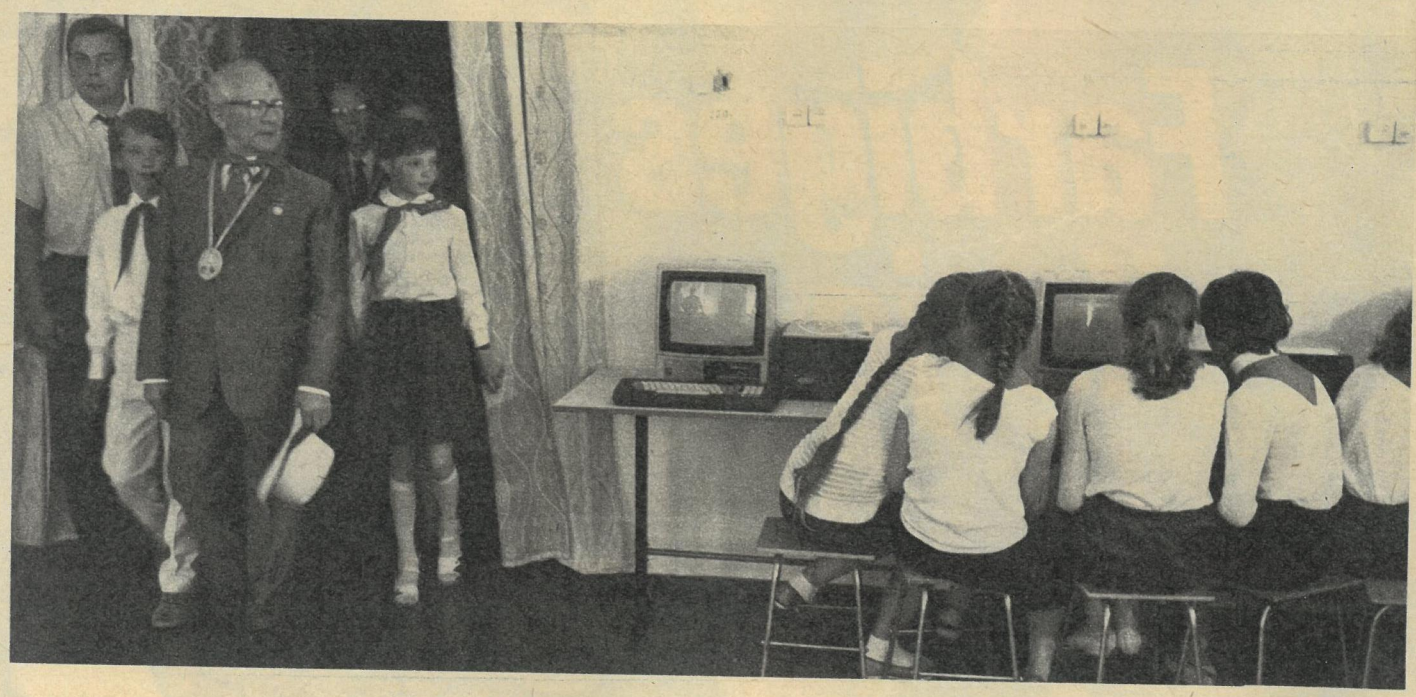
Günter Görlich: Kreuzwege am Ural

Das Flugzeug begann an Höhe zu verlieren und immer deutlicher war die Erde zu erkennen; bräunliche Felsen, ausgedehnte grüne Waldflecken, durchschnitten von wenigen Wegen oder Straßen, hin und wieder eine Ansiedlung. Unter uns lag der Ural.

An Bord der Maschine, die von Moskau kommend Swerdlowsk anflog, befanden sich Männer, die auf sehr eigene Weise mit dem Gebirgszug verbunden waren, der Europa von Asien trennt: Erich Honecker, Staatsoberhaupt der DDR, Prof. Gerhard Kosel, Architekt und Veteran, Horst Rabe, Schmelzermeister im Stahl- und Walzwerk Brandenburg, und der Schreiber dieser Zeilen. Ich ließ keinen Blick von der unter den Tragflächen dahingleitenden Erde. Der Ural spielt in meinem Leben keine geringe Rolle, vor vier Jahrzehnten hatte ich ihn verlassen.

Und dann Swerdlowsk, das frühere Jekaterinenburg. Wenige Minuten vor der Landung in der großen Industriestadt im Ural, die einst nach der Zarin Katharina benannt war, die Erinnerung an ein Ereignis im Kreml, das wenige Stunden zurücklag: Im hellen Jekaterinensaal ein Essen zum Abschluß des Arbeitsbesuches des Genossen Erich Honecker, gegeben von Michail Sergejewitsch Gorbatschow. Ein nützliches, fast drei Stunden währendes Gespräch war dem Essen vorausgegangen.

Eine dreiviertel Flugstunde südlich von Swerdlowsk liegt Magnitogorsk. Die TU 134 A flog eine weite



STATIONEN EINER REISE:

M- wie Magnitka

Schleife, unübersehbar die Rauchwolke des Hüttenkombinats, die träge über die Ebene zog. Ein gewaltiger Anblick dieses Hüttenkombinat „Lenin", Inbegriff von Industrialisierung, rastloser Arbeit. Und zugleich und vor allen Dingen Mahnung, daß hier Umweltprobleme sehr dringlich gelöst werden müssen. Der Uralfluß trennt die Stadt vom Hüttenkombinat, trennt zwei Erdteile.

Am nächsten Tag Fahrt über eine der Flußbrücken nach Asien, vom Aussichtsberg bot sich ein weiter Blick auf die Stadt und das Kombinat. Deutlich zu erkennen der Magnetberg, der ausgebeutete Berg, der Ende der zwanziger Jahre zum Entschluß führte, hier ein Zentrum der Metallurgie aufzubauen. Schubkraft für die notwendige Industrialisierung der jungen Sowjetunion. Deutlich zu erkennen die riesige Baustelle des Konverterstahlwerks, das nach seiner Inbetriebnahme den Himmel über Magnitogorsk klarer machen wird. In Betrieb aber die Koksofenbatterien, die Hochofenanlagen, das Kaltwalzwerk.

Genosse Erich Honecker erinnerte sich an seinen Einsatz als Jungkommunist in einer internationalen Brigade an diesem Punkt der Erde. Schwere Arbeit war zu leisten. Ohne nennenswerte technische Hilfsmittel wuchsen die Hochöfen. Es war die Zeit des Lernens in Bastschuhen für Tausende junge Menschen der Sowjetunion, es war eine unvergeßliche Schule des Sozialismus für Erich Honecker.

Prof. Gerhard Kosel kam als Architekt hierher, als ausländischer Spezialist. Geprägt durch Bauhauserfahrungen, begann der Versuch, eine sozialistische Stadt zu errichten. Gerhard Kosel blieb vier Jahre in der Steppe im Südural, weitere achtzehn Jahre noch in der Sowjetunion, arbeitend in schweren Zeiten an verschiedenen Wirkungsstätten. Er blieb immer sehr still während unserer Tage dort, ich konnte mir vorstellen, welche Gedanken und Gefühle ihn bewegten.

Der Schmelzermeister im Stahl- und Walzwerk Brandenburg Horst Rabe war erst wenige Jahre zuvor mit Kollegen hier zu einem Erfahrungsaustausch gewesen. Die Arbeitsatmosphäre an den Hochöfen war ihm vertraut, seine Gedanken waren auf die zukünftige Arbeit der Partnerkombinate ausgerichtet. Horst Rabe lebt und arbeitet in Brandenburg, im Zuchthaus dieser Stadt hat Erich Honecker wohl die härteste Schule seines Lebens durchgemacht.

Heiß und trocken war der Tag, als wir zu den Kindern der Metallurgen von Magnitogorsk fuhren, ins Pionierlager „Bergschlucht". Das war die Fahrt in die Zukunft. Sie verspricht auf keinen Fall ein Paradies zu werden, viele Fragen sind zu lösen. Von den Mädchen und Jungen, die wir besuchten, wird viel verlangt werden. Ich konnte ihnen ein Buch von mir übergeben, in russischer Sprache. Darüber war ich froh.

Als das Flugzeug auf dem Rückflug an Höhe gewann, dachte ich an meine Zeit im Ural. Ich hatte dort, nördlich von Swerdlowsk, viereinhalb Jahre als Kriegsgefangener zugebracht, auf Baustellen und im Kohlenschacht gearbeitet. Diese Zeit war für mich eine harte Schule mit politischen Konsequenzen. Als ich Anfang Oktober 1949 nach Berlin kam, war Erich Honecker 1. Sekretär der Freien Deutschen Jugend. Mein politisches Leben nach meiner Uralzeit begann in dieser Organisation. Ich spähte, solange es ging, aus dem Flugzeug nach unten, bis ich vom Uralgebirge nichts mehr erkennen konnte.

IN MAGNITOGORSK: Begegnung mit Erich Honecker an der Kaltwalzstraße 2500. Die gesamte Schicht war gekommen, um den Freund aus der DDR zu begrüßen, ihm die Hand zu drücken; natürlich wollte auch jeder mit ihm ein paar Worte wechseln. Die Gastgeber berichteten, daß die Halle fast auf den Tag genau vor 20 Jahren in Betrieb genommen wurde.

Fotos: Detlev Steinberg

IN MOSKAU: Erich Honecker und Michail Gorbatschow trafen zu einem ausführlichen Gespräch zusammen.
Beide Politiker bekundeten ihre Genugtuung über den Stand der brüderlichen, in ihrer Intensität und Vielfalt beispiellosen Beziehungen zwischen der SED und der KPdSU, der DDR und der UdSSR. Unverrückbare Grundlage und Motor für die weitere Ausgestaltung der Beziehungen zwischen beiden Staaten und Völkern sei das vertrauensvolle Zusammenwirken beider Parteien. Die Zusammenarbeit auf allen Ebenen entsprechend den Prinzipien der Gleichheit, Unabhängigkeit und Selbständigkeit, der Verantwortung vor dem eigenen Volk, des gegenseitigen Vertrauens und des

gegenseitigen Vorteils sei eine grundlegende Errungenschaft des Sozialismus und ein Garant erfolgreichen Voranschreitens. Insbesondere komme dem ständigen Meinungs- und Erfahrungsaustausch in der gegenwärtigen bewegten Zeit große Bedeutung zu... Übereinstimmend unterstrichen die Gesprächspartner, daß es von größtem Gewicht für die Gegenwart und die Zukunft sei, daß die durch Stabilität und Dynamik gekennzeichnete Zusammenarbeit beider Länder zunehmend durch breite Anwendung und ökonomische Nutzung der Hochtechnologien, insbesondere der modernen Mikroelektronik und Rechentechnik, geprägt wird. (ADN, 28. 6. 89)

STATIONEN EINER REISE:

M - wie Moskau

Grüße aus Phjòngjang

Phjòngjang in diesen Sommertagen: Erstmals in ihrer nunmehr 42jährigen Geschichte fanden die Weltfestspiele der Jugend und Studenten auf dem asiatischen Kontinent statt – in der Hauptstadt des sozialistischen Korea. Jüngste Delegierte aus der DDR war die 15jährige Mandy Schubert (Foto links), die längst schon wieder zu Hause ist, wenn diese Zeilen erscheinen. Ihr schickt unsere Autorin eine Karte aus Phjòngjang.

Aus der KDVR berichten für FREIE WELT Peter Meißner (Fotos) und Karola Menger (Text)

Vorsichtig lege ich die bunte Ansichtskarte ins Schalterfach der Hotelpost. Die Postfrau indes macht ein Nickerchen. Kurz blickt sie entschuldigend hoch, peinlich ist es ihr doch, bleierne Müdigkeit drückt Sekunden später erneut ihren Kopf aufs Pult. Ich schmunzele nachsichtig. Sie hat sich ihren Schlaf verdient. Den Festival-Andrang wird sie ihr Lebtag nicht vergessen. Was bedeutet da schon meine „Nachzügler"-Karte.

„Phòngjang, 10. Juli '89.
Liebe Mandy, heiße Grüße aus dem schönen Korea! Ich hoffe, Du bist gut gelaunt. Toi-toi-toi für Deine 12 Diafilme. Ich bleib' noch etwas hier und seh' mir an, was Du schon kennst: Das Diamant-Gebirge, das Japanische Meer... Na – wollen wir tauschen? Ich wünsche Dir schöne Ferienwochen in der DDR. Grüß bitte ganz lieb Deine Eltern. Tschüß, Karola!"

Und im stillen denke ich bei mir: Mädchen, weißt du eigentlich um dein Glück? Erst 15 und schon in Korea gewesen. Zu den XIII. Weltfestspielen. Ich war 17, als die X. in Berlin lockten; erlebt hab' ich sie dann nur vor dem Fernseher. Aber der Gerechtigkeit zur Ehre: Mandy hat sich's sicher mehr verdient als ich damals. Ein Zeugnis voller Einsen, seit Jahren stellvertretende Freundschaftsratsvorsitzende an ihrer Schule, der „August-Bebel-Oberschule" in Sandersdorf bei Bitterfeld. Seit der 6. Klasse in der Singegruppe der Pionierrepublik, seit einem Jahr Mitglied des FDJ-Zentralrates.

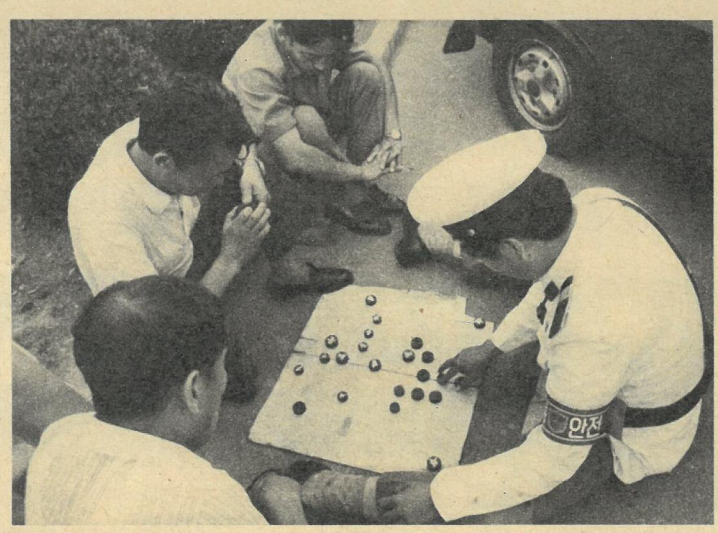
Wenn in die kleine Sandersdorfer Post ein Brief aus Jordanien, den Kap Verden, Kuba oder der Sowjetunion flattert, ist er mit großer Sicherheit an Mandy Schubert adressiert. Post von Jungen und Mädchen, die ihr in der Pionierrepublik Freunde geworden sind. Kinder aus 65 Ländern der Erde finden sich dort jährlich zu Sport, Spiel, Gedankenaustausch zusammen – Mandy und ihre Singegruppe tragen ihren Teil bei zur Fröhlichkeit. Internationale Kinderlieder gehören zum Standardprogramm.

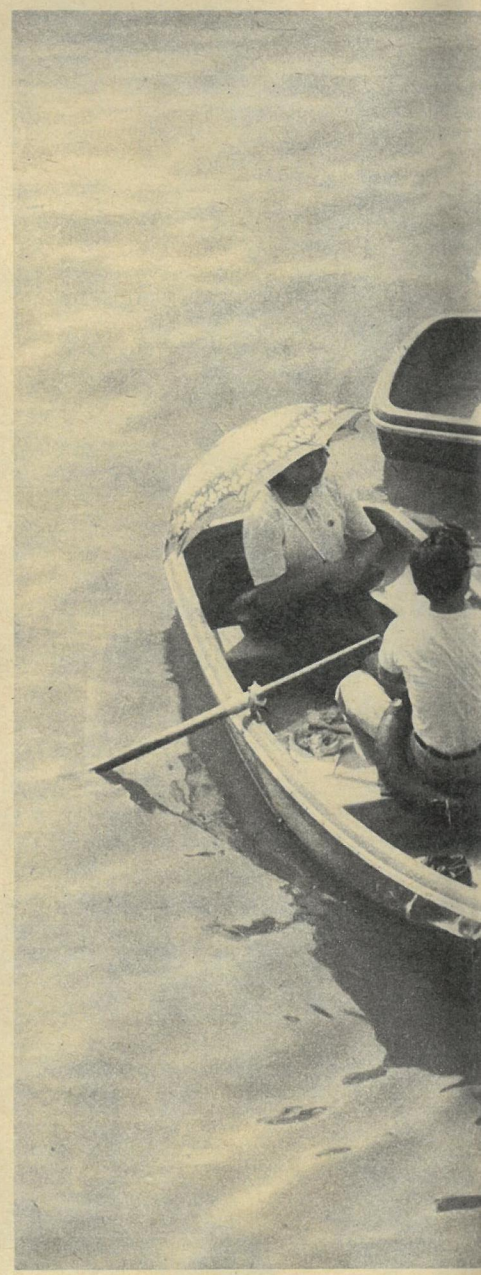
Auch vor koreanischen Pionieren hat Mandy schon gesungen. Mal selbst in die KDVR zu reisen, schien ihr ein ewiger Traum. Als sie hörte, daß sie Delegierte zu den Weltfestspielen in Phjòngjang sein sollte, kamen ihr die Tränen. Auch Mutti und Vati Schubert konnten es erst nicht fassen. Und dann war der Beschluß längst gefaßt, der Tochter die anteiligen Reisekosten – mit Taschengeld 800 Mark – zu schenken. Mandy lehnte ab: Das sei doch ihre Reise, und sie hätte doch das Jugendweihegeld für etwas Großes gespart. Das nun ist es, das Große...

Die Mitschüler aus der Achten in Sandersdorf legten Durchschlagpapier in den Schulblock, als Mandys Platz dann frei blieb. Denn da bezog sie schon ihre Festivalwohnung in der neuerbauten Kwangbok-Straße. Und da staunte sie schon über die 20er-, 30er-, 50er- Geschosser und die 105 Etagen des Ryogyong-Hotels. Und da winkte sie voll toller Herzlichkeit zurück, wenn am Straßenrand die Koreaner stehenblieben, um den vorbeifahrenden DDR-Gästen zu winken. Da bummelte sie auch schon im Abenddämmerschein an den bunten Ständen der Japan-Koreaner vorbei, die mit wohlduftendem Nudeltopf und heißem Reiskuchen und exotischen Südfrüchten und eisgekühlter Büchsen-Limonade fröhlich lächelnd zum Kauf verlockten. Wenig später hätte sie an ihre Klassenkameraden schon seitenlange Briefe schreiben können, von denen jeder einzelne mit den Zeilen begänne: „Das glaubt Ihr mir ja doch nicht..."

Übrigens: Cornelia Grummt-Ender wohnt gar nicht so weit von Mandys DDR-Heimatort. In Phjòngjang aber gelingt es der 15jährigen erstmals, ein Autogramm zu ergattern. Auch Eberhard Aurich verewigt sich auf ihrem Festivaltuch...

„Freundschaft kennt keine Nachtruhe“





... sagten sich die Festivaldelegationen der Sowjetunion und der DDR und starteten nachts um halb eins ihr Freundschaftstreffen im DDR-Klub. Tief bewegt von den Eindrücken der gerade zu Ende gegangenen Eröffnungsveranstaltung trat Viktor Mironenko, der 1. Sekretär des Leninschen Komsomol, ans Mikro: „Mir scheint, daß wir heute Zeugen eines sehr großen Ereignisses waren.“ Er verwies auf ab und zu unterschiedliche Auffassungen der Festivaldelegationen aus über 150 Ländern zu den Fragen der Zeit und fügte an: „Egon Krenz fragte mich während der grandiosen Veranstaltung im May-Day-Stadion: ‚Viktor, wie siehst du die Zukunft der Weltfestspielbewegung?‘ Und ich erwiderte ihm: ‚Was wir hier erleben, ist eine neue Etappe.‘ Wie zuvor werden wir alle fortschrittlichen Kräfte vereinen. Wir werden alte und neue Freunde zusammenführen. Als wir heute ins Stadion marschiert sind und die vielen blauen Hemden gesehen haben und eure Reaktion, euer Klatschen – da haben wir uns doppelt stark gefühlt. Im Stadion saß ich in der ersten Reihe und erlebte ganz nah, wie herzlich unsere gesamte sowjetische Delegation eure FDJler beim Einmarsch der Nationen begrüßt hat. Ich muß sagen – das war noch besser als je zuvor. Wir beide, FDJ und Komsomol, wir waren zusammen, wir sind zusammen und werden immer zusammen sein.“

Und als hätte es noch eines Beweises bedurft, fanden sich Minuten später überall im Haus, im Foyer, auf den Rängen, vor dem kalten Büfett Komsomolzen und FDJler zu offenen, lebhaften, ungezwungenen Begegnungen zusammen. Zwei von ihnen: Olga Gerassimowa aus Leningrad und Johannes Rosch aus Erfurt. Er Diplomingenieur für elektronische Bauelemente, sie Lehrerin und Autor des „Studentski Meridian“. Als FREIE WELT sich in ihr angeregtes Gespräch einschaltete, war Johannes gerade dabei, über die reiche Historie seiner Heimatstadt zu erzählen. Leider sei sie noch nicht in der DDR gewesen, bedauerte Olga, aber nun scheint es endlich zu klappen – organisiert vom Philologischen Institut. Ihr Gesprächspartner war bisher noch nicht in Leningrad – und so tauschten beide dankbar kleine Städte-Bildmappen aus. Als die ersten gegen halb zwei den Klub verließen, um eine Mütze Schlaf zu nehmen, saßen die beiden noch immer zusammen – jetzt war man bei der Politik, und das dauerte ... Aber was soll's: Zu Hause war es ja gerade erst früher Abend geworden.

Grüße aus Phjòngjang

Während eines Freundschaftstreffens zwischen FDJlern und palästinensischen Jugendlichen hatte FREIE WELT Gelegenheit, mit Iman (20) und Hanan (17) el-Wazir zu sprechen. Sie sind die Töchter des ehemaligen Stellvertreters Yasser Arafats Khalil el-Wazir alias Abu Jihad, der am 16. April 1988 in Tunis von den Israelis hinterrücks ermordet wurde.

Ihr spürt es sicher nicht nur bei dieser Begegnung hier im DDR-Festivalklub, sondern überall, wo ihr im Menschengewimmel dieser XIII. Weltfestspiele auftaucht: Ihr seid sehr gern gesehene Gäste. Denn die fortschrittliche Jugend freut sich mit euch über die Ausrufung des Staates Palästina in diesem Jahr. Was erwartet ihr vom Festival?

Hanan: Die Palästinenser kämpften ja schon jahrhundertelang darum, einen eigenen Staat zu schaffen. Nun, da er ausgerufen ist, muß der zweite, der schwierigere Schritt folgen: Wir wollen unser Recht auf eigenem Grund und Boden wahrnehmen. Wir wollen in die besetzten Gebiete zurückkehren, so wie es die UNO-Beschlüsse zusichern. Aber das wird uns von seiten der Israelis sehr schwer gemacht. Ich denke, daß wir hier während des Festivals erneut vor der Weltöffentlichkeit auf unsere Lage aufmerksam machen und Unterstützung finden können.

Iman: Wort und Stimme der PLO haben in den letzten Jahren international an Gewicht zugenommen. Wir haben mehr und mehr Freunde auf der ganzen Welt gewonnen. Gerade deshalb muß es jetzt weitergehen, dürft ihr nicht nachlassen in der internationalen Solidarität. Alles, was wir wollen, sind unsere Menschenrechte.

Ihr gehört zu den 2,5 Millionen Palästinensern, die außerhalb der besetzten Gebiete wohnen. Wie ihr studieren und lernen viele junge Palästinenser im Ausland. 45 Länder der Welt stellen Palästina Studienplätze zur Verfügung. Wie wird eure Zukunft aussehen, was werdet ihr nach dem Studium machen?

Iman: Das kann man noch nicht sagen, es ist alles zu ungewiß. Mein Studienfach ist business – und ich würde gern später für die Regierung Palästinas arbeiten. Aber vielleicht leben wir morgen schon nicht mehr in Amman.

Wo habt ihr schon gelebt?

Hanan: In Syrien, im Libanon, Ägypten, Tunesien. Immer wieder zwang man uns, das Land zu verlassen.

Stimmt es, daß ihr Kinder mit ansehen mußtet, wie euer Vater erschossen wurde?

Iman: Ich selbst war nicht im Haus in Tunis, als es passierte. Aber meine Schwester, mein kleiner Bruder und meine Mutter. Die Israelis kamen in der Nacht mit Booten heran ans Haus und erschossen sechs Menschen, darunter die beiden Bodyguards. Unser Vater eilte heran und wurde niedergeschossen. Meine Mutter fand ihn blutüberströmt und fing an zu schreien. Meine Schwester wachte auf und war völlig verstört. Da zielten die Israelis auf das Bettchen meines kleinen Bruders... Es war grauenvoll. Es war grauenvoll. Später stellte man fest, daß der Körper meines Vaters 65 Einschüsse hatte.

Leben die Mutter und der Bruder noch?

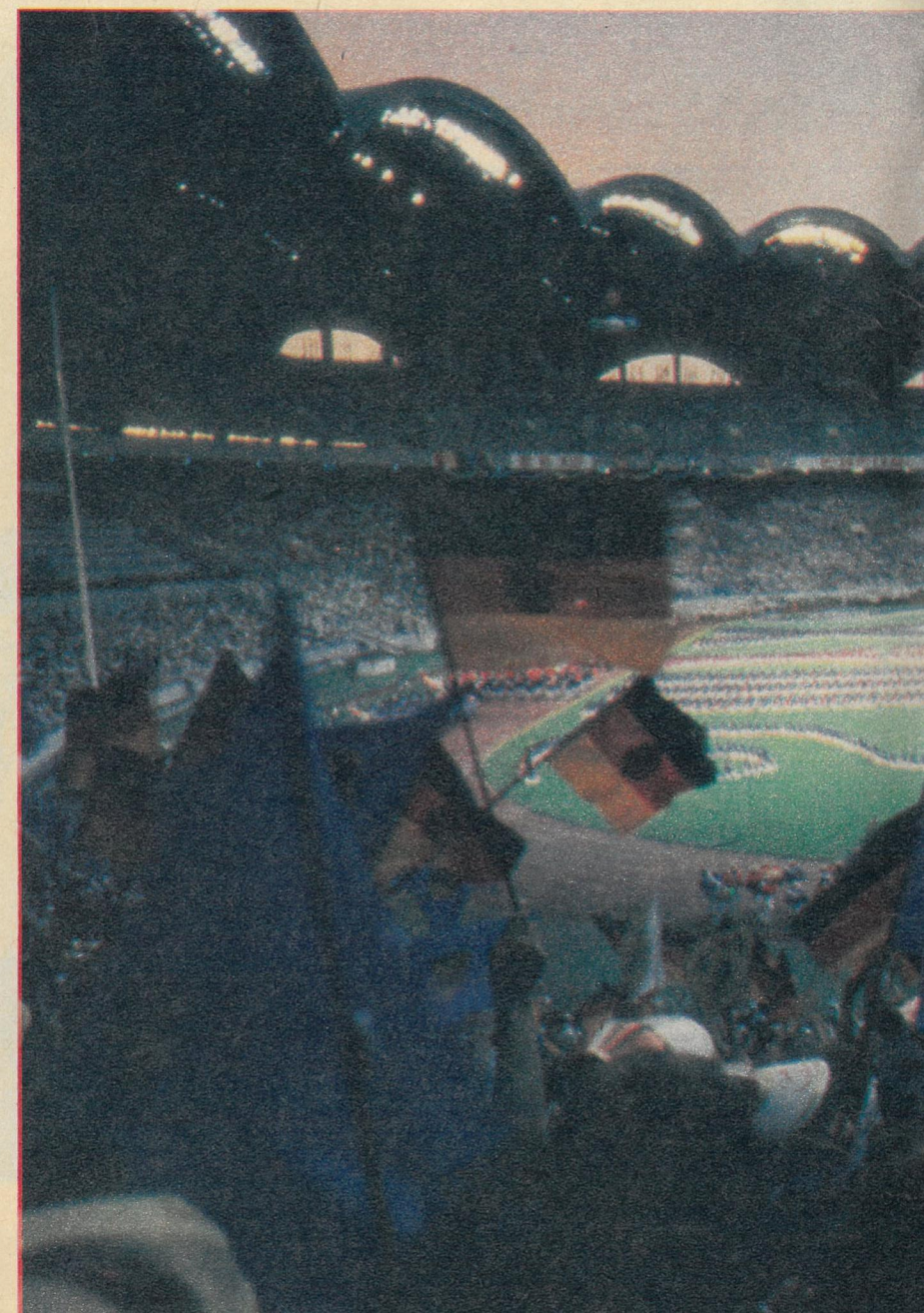
Hanan: Ja, sie sind noch am Leben.

Iman: Aber ich fürchte, meine Mutter wird nie wieder richtig lachen können. Sie war viele Jahre sehr glücklich mit meinem Vater.

Wir hoffen mit euch, daß die Beschlüsse des Nationalrates baldmöglichst erfüllt werden und die Palästinenser das Land besiedeln können, das ihnen zusteht. Vielen Dank für das Gespräch.

Grüße aus Phjòngjang

Landung eines Heißluftballons an der Kwangbok-Straße (Foto unten) ● Abgesandte des „schwarzen Kontinents“ (Mitte) ● Fackelzug für den Frieden mit dem Feuer aus Hiroshima (rechts) ● Solidaritätsmeeting Kuba/Nikaragua im Kaeson-Park (ganz unten links) ● Weltfestspielstadion auf der Rungna-Insel inmitten des Tädong-Flusses während des Eröffnungszeremoniells (unten Mitte) ● Ältester Delegierter: der Österreicher Franz Konwalin, seit Bukarest 1953 bei allen Spielen dabei (unten rechts) ● Folklore-Fest am Königsgrab bei Phjòngjang (ganz unten rechts)



● Wörtlich

Unter den Bedingungen des nuklear-kosmischen Zeitalters wird die Sicherheit eines Landes zum festen Bestandteil der Sicherheit des anderen. Jedes Land strebt nach eigener Unabhängigkeit, eigener Entscheidung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung sowie einem Mittel, um den Wohlstand zu sichern. Nationale Sicherheitsinteressen wurden tatsächlich zu gemeinsamen Sicherheitsinteressen.

Connie van Praet, Direktor des Instituts für Sicherheit und Zusammenarbeit im Kosmos, USA

● Kurz berichtet

Titel in Esperanto gehören seit langem zum Publikationsprogramm des Moskauer Fremdsprachenverlages „Progreß". Demnächst erscheinen hier neben zwei Bilderbüchern für Kleinkinder auch John Reeds „10 Tage, die die Welt erschütterten" und das Kommunistische Manifest.

Mit dem „Grünen Telefon" wird derzeit in Susice eine Neuheit erprobt, die dem Umweltschutz in der ČSSR dienen soll. Über drei Leitungen können sich die Einwohner mit Mitarbeitern des Naturschutzgebietes Sumava über ihren Beitrag zur Erhaltung und zum Schutz von Flora und Fauna beraten.

Der wendige Kleintraktor „TAS-25" ist im sowjetischen Konstruktionsbüro Taganrog extra für den Einsatz auf Pachtland und in Gärtnereien entwickelt worden. Die Maschine, an die 25 landwirtschaftliche Geräte angehängt oder montiert werden können, soll jetzt im Taganroger Mähdrescherwerk in Serie gehen.

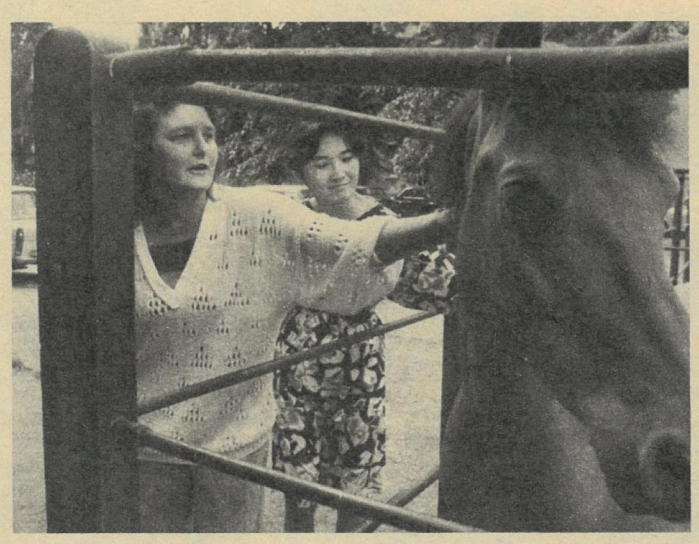
Auf einen hölzernen Sarg aus der Zeit der Völkerwanderung stießen Archäologen in der mittelungarischen Ortschaft Kétpó. Ersten Untersuchungen zufolge stammt er aus der Periode zwischen dem 1. und dem 7. Jahrhundert.

Rollenskier für Gras-Skifahrer werden in der Genossenschaft „Fortschritt" im südmährischen Plumlov hergestellt. Die ebenfalls hier erzeugten Touren- und Abfahrtsski erfüllen alle Bedingungen des Internationalen Skiverbandes und werden in zahlreiche Länder exportiert.

Simbabwe ist das erste Land unter den ehemaligen Kolonien in Afrika, das mit einer eigenen „Kurzen Enzyklopädie" aufwartet. Sie ist einbändig, umfaßt 6000 Artikel und wurde von einem speziell ausgebildeten Mitarbeiter des Verlages „Mambo press" erarbeitet.

Die Katze im 18. Stock

In diesem Jahr fiel der 8. Mai auf einen ganz gewöhnlichen Montag. Klaus Panse, Triebfahrzeugführer der Berliner S-Bahn, hatte Spätdienst. Er kam mit seinem E 7 aus Strausberg-Nord und hielt planmäßig auf dem Hauptbahnhof. 18 Uhr 23 Abfahrt in Richtung Friedrichstraße. Panse fuhr langsam an, im Blick einen vor ihm entschwindenden Zug. Plötzlich bemerkte er, trotz Blendwirkung der Abendsonne, einen Koffer auf dem Gleis. Schnellbremsung, Zugsicherung, aussteigen. Als er dort ankam, sah er sie liegen: ein schwarzzopfiges zartes Mädchen, gekrümmt, noch bei Bewußtsein. Die Augen offen, doch kein Wort. Wie sich später herausstellt, durch einen unglücklichen Umstand aus dem Zug gefallen. Das schmale Gesicht von asiatischem Schnitt. Der Mann erinnerte sich seiner Kenntnisse in Erster Hilfe: schwere Schädelverletzung, schwacher Puls. Innerhalb weniger Minuten wurde die Verletzte mit Hilfe der Kollegen des Hauptbahnhofs geborgen. Mit Blaulicht und Sondersignal ging es in die Unfallklinik der Charité. Panse wußte inzwischen: Es ist eine sowjetische Touristin, deren Gruppe am gleichen Abend die Heimreise antrat. Wer also sollte sich um die Schwerverletzte kümmern? Er sprach mit seiner Frau. Noch am 8. Mai riefen sie im Krankenhaus an. Mukaram Alechanowa aus Usbekistan lag im 18. Stock, Station 25. Bereits am 9. Mai kam Panse zu Besuch, der jedoch mit einer Enttäuschung endete. Er konnte das Mädchen nicht sehen. Frau Dr. Werbs, die Stationsärztin, freute sich, daß sich jemand um die Patientin sorgte. „Kommen Sie doch morgen wieder." Und Panse kam. Mit seiner Frau. (Fotos: Im Krankenzimmer der Charité und am Freigehege der Tierklinik). Nun jeden Tag – sechs Wochen lang. Er sprach russisch mit ihr, so gut er es konnte. Wie gesagt, seit dem 10. Mai besuchte das Ehepaar die junge Usbekin täglich, kümmerte sich gemeinsam mit Ärzten und Schwestern darum, daß sie endlich wieder zu essen begann. Das gelang schließlich. Aber etwas anderes störte die beiden. Im Krankenzimmer gab es außer einem Beutel mit ihrer Wäsche nichts, aber auch gar nichts Persönliches. Also kaufte Frau Panse, eine Lehrerin, eine weiße Plüschkatze. Die hockte nun im Zimmer 88 im 18. Stock. Und die Wäsche wurde in der Köpenikker Straße 79 gewaschen: bei Panses. Inzwischen hatte er sich in seinem Kollegenkreis umgehört: „Wo leben hier Usbekinnen?" Er wollte, daß sich Mukaram einmal in ihrer Muttersprache unterhalten könnte. „Frag doch mal bei Jugendtourist nach", riet man ihm. In einem der vier Jugendtouristikhotels der Hauptstadt klappte es schließlich. Ein freundlicher Dolmetscher fand zwei Mädchen aus der Heimat. Leider blieb wenig von dieser Begegnung, denn die Patientin war noch in dem Zustand, daß sie fast alles wieder vergaß. Die Ärzte hatten zweifachen Schädelbruch mit Fraktur des rechten Felsenbeines diagnostiziert, Hirnödem und anderes kam hinzu. – Inzwischen ist Mukaram in Begleitung eines Arztes in die Heimat zurückgekehrt. Die Panses wird sie nie vergessen, auch wenn sie mit ihrer weißen Katze längst wieder zu Hause ist.



Horst Goldschmidt (Text)
Michael Hermann (Fotos)

Ohne „Taucher" geht's auch

Auskünfte für FREIE WELT gab Igor Poljanski (22), sowjetischer Rückenschwimmer mit Olympiagold, Welt- und Europameistertiteln und mehreren Weltrekorden

Ist die Bemerkung uncharmant, daß Sie momentan eine größere „Wasserverdrängung" haben als früher?

Dieser optische Eindruck trügt nicht. Tatsächlich wiege ich gegenwärtig etwa 15 Kilo mehr als während meines Olympiasieges voriges Jahr in Sòul. Eine Folge davon ist, daß ich beim Länderkampf gegen die DDR in Gera nur den letzten Platz belegte. Ein Umstand, den ich eigentlich gar nicht kenne.

Hatte der erfüllte Traum vom olympischen Gold alle Tore zum „Dolce farniente" – zum „süßen Nichtstun" – geöffnet?

Fakt ist, daß ich mir mit meinem 200-m-Triumph von Sòul '88 einen Wunsch erfüllte, der mich bis dahin am meisten beschäftigte. Wahr ist aber auch, daß ich danach nicht von einer Feier in die andere stolperte und unkontrolliert alles aß und alles trank, was sich darbot. Ein durchtrainierter Körper reagiert sehr intensiv auf den Moment, da er nicht mehr voll gefordert wird. Um „gewichtiger" zu werden, braucht der Mensch nicht unbedingt mehr zu essen…

Was gab es dann noch für Gründe, daß ein Siegertyp wie Sie plötzlich nur Letzter werden konnte?

Vielleicht lag es daran, daß sich in meinem Leben etwas sehr Entscheidendes verändert hat. Ich habe die Frau fürs Leben gefunden. Ein Traum von Frau! Sie heißt Larissa Morjewa, war ebenfalls einmal Schwimmerin und gehörte der sowjetischen Nationalmannschaft an. Anfang dieses Jahres haben wir Hochzeit gemacht. Zudem hatten strukturelle und organisatorische Veränderungen in unserem Schwimmverband zur Folge, daß ich nach Aufenthalten in Moskau und Omsk wieder in meine Geburtsstadt Nowosibirsk zurückkehrte. Das ging auf Kosten der Zeit, mich wieder an Weltspitzenleistungen heranzutasten. Angesichts meiner Zukunftspläne nehme ich das nicht so tragisch. Ich fange ja fast von vorn an.

Und was sind das für Pläne?

Mein Ehrgeiz besteht darin, mich bis zu den nächsten Weltmeisterschaften wieder in Höchstform zu bringen. Die diesjährigen Europameisterschaften sind deshalb nur eine Station auf dem Weg dorthin. Man soll in Bonn, wo diese stattfinden, keine Wunderdinge von mir erwarten. Auf dem obersten Siegertreppchen zu stehen, wäre zwar wunderschön, aber wenn nicht, ist's auch kein Beinbruch.

Die Möglichkeit, wie im Frühjahr vorigen Jahres mit dem sogenannten und vieldiskutierten Tauchzug gleich zwei 100-m-Weltrekorde hintereinander zu schwimmen, ist jetzt passé. Bedrückt Sie das?

Überhaupt nicht. Ich stellte mich zwar relativ schnell auf die lange Taucherei nach dem Startsignal ein, doch war mir klar, daß dies einem kontinuierlichen, störungsfreien und technikbezogenen Training in der Rückendisziplin keinen Vorteil bringt. Jetzt hat die internationale Föderation entschieden, daß die Unter-Wasser-Schwimmerei von uns künftig zu unterbleiben hat. Ich finde das gut so.

Wird, da dies nun nicht mehr geht, der auf diese Weise aufgestellte Weltrekord länger Bestand haben?

Da bin ich mir nicht sicher. Der minimale Zeitgewinn durch die Taucherei kann durch optimale Trainingsmethoden wieder getilgt werden. Als ich voriges Jahr in Tallinn die beiden Weltrekorde markierte, spürte ich, daß „über Wasser" schwimmtechnisch noch manches hätte besser gemacht werden können, obwohl ich gerade in dieser Beziehung nicht der Schlechteste bin. Vorher schwamm ich ja auch „normal", habe das Tauch-Intermezzo eben nur mitgemacht. Das ist die Neugier, die einen befällt…

Interview: Klaus Winkler

Ständchen für die Schönste

Die Schönheit liegt im Auge des Betrachters, sagt man. Doch keineswegs von diesen Gesichtspunkten allein ließen sich die männlichen und weiblichen Juroren leiten, die im nordmährischen Ostrava über die Wahl der „Miss ČSSR '89" zu entscheiden hatten. Nach dem ersten Aufruf zu diesem Wettbewerb im Sommer vergangenen Jahres gab es in der Öffentlichkeit die unterschiedlichsten Reaktionen. Einige lehnten derartige Veranstaltungen grundsätzlich ab, andere freuten sich darauf, manch einer schwankte. So auch Fernsehansagerin Alžběta Štrkulová-Šebová, Jurymitglied und die letzte „Miss ČSSR" von 1967: „Ich liebe solche Wettbewerbe eigentlich nicht, wohl, weil ich am eigenen Leibe erfahren habe, daß Popularität auch unangenehme Seiten hat." 2344 Mädchen und junge Frauen aus der gesamten Republik brachten schließlich die Courage auf, für die Miss-Wahl zu kandidieren, 24 von ihnen waren nach etlichen Zwischenausscheiden dann in Ostrava beim Finale am Start. Gut vorbereitet auf ein Examen, das ganze fünf Tage dauerte. Natürlich wurden auch Zentimetermaß und Waage zu Rate gezogen; doch Basketball und Schwimmen, Golf, Tanz und Gymnastik standen ebenso im Vordergrund des Prüfungsprogramms wie Fremdsprachen- und psychologische Tests. In den Vítkovicer Eisenhüttenwerken von Ostrava, die die Austragung des Schönheitswettbewerbes unterstützt hatten, waren die Mädchen beim Abstich eines Hochofens dabei. Und dies nicht ohne Grund: nach der Exkursion galt es, das Erlebnis so lebendig wie möglich zu schildern, seine Gedanken und Empfindungen wiederzugeben. Auch dafür gab es Punkte. Am letzten Tag warteten in einer der größten und modernsten Sporthallen des Landes 7000 Zuschauer – und mit ihnen Millionen am Bildschirm. Den Thron der Schönheitskönigin bestieg schließlich Ivana Christová, eine 19jährige Konstrukteurin aus dem ostslowakischen Prešov (auf unserem Foto am Arm von Karel Gott, der sie mit einem Ständchen erfreute). Ihr Erfolgsrezept: „Schwimmen, Krafttraining und Tanzen, ein ausgiebiges Frühstück, tagsüber gesunde Kost und zum Abendbrot – Gymnastik." Trotz derart guter Kondition fehlte es ihr anfangs doch am nötigen Mut, sich um die Krone zu bewerben – Arbeitskollegen nahmen ihr die Entscheidung ab und meldeten sie an. Jetzt hat Ivana (übrigens die einzige Brünette im Finale) bereits die ersten Dreharbeiten für das ČSSR-Fernsehen hinter sich…

Gaby Wehrmann

Antennen nach Warschau

In den Straßen der ukrainischen Stadt Lwow findet man nicht wenige Häuser, auf deren Dächern die Fernsehantennen in Richtung Warschau zeigen. Und nicht umsonst veröffentlichen die örtlichen Gebietszeitungen das Programm des Polnischen Fernsehens – leben hier doch über 30 000 Einwohner polnischer Nationalität. Deren Bedürfnis nach Pflege ihrer Muttersprache und Kultur entgegenzukommen, dient auch die Umgestaltung des Unterrichts an den polnischen Schulen im Lwower Gebiet: Wurde in diesem Schuljahr bereits der Lehrplan in den Fächern Geschichte und Geographie Polens beträchtlich erweitert, so sind in Zukunft mehr Stunden für das Kennenlernen und intensive Beschäftigen mit der klassischen und der modernen polnischen Literatur vorgesehen. Nicht geringe finanzielle Mittel erfordern dabei vor allem Erarbeitung und Druck polnischsprachiger Lehrbücher. Daran beteiligt sind neben den Redakteuren des Verlages „Rjadanska schkola" auch Wissenschaftler der Lwower Universität. „Besonders seit dem Vertrag über die sowjetisch-polnische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Ideologie, Wissenschaft und Kultur von 1987 belebte sich bei uns das Interesse am Studium der polnischen Sprache, Literatur und Geschichte", weiß Rektor Wladimir Tschugajow – selbst Historiker und Spezialist in diesem Fach – zu berichten. Er initiierte auch die heute engen Beziehungen zu verschiedenen Einrichtungen in Polen, mit denen man gemeinsam die Entwicklung der polnisch-ukrainischen Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart untersucht. Die Ergebnisse der Bemühungen um die gleichberechtigte Einbeziehung der polnischen nationalen Minderheit in das gesellschaftliche Leben des Lwower Gebietes sind bereits vielseitig: So wurde zum Beispiel die Arbeit eines Laienspieltheaters wiederbelebt, werden bisher vernachlässigte Denkmäler polnischer Kultur und Architektur auf ukrainischem Boden sorgsam restauriert und gepflegt. Mit Unterstützung des vor zwei Jahren in Lwow eingerichteten polnischen Konsulats können jährlich viele Kinder die Sommerferien mit Altersgenossen in der Volksrepublik Polen verbringen.

Konstantin Tschawaga

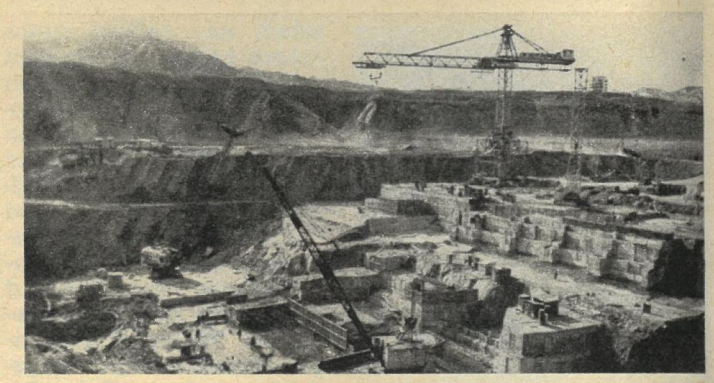
Kommunist und Staatsmann

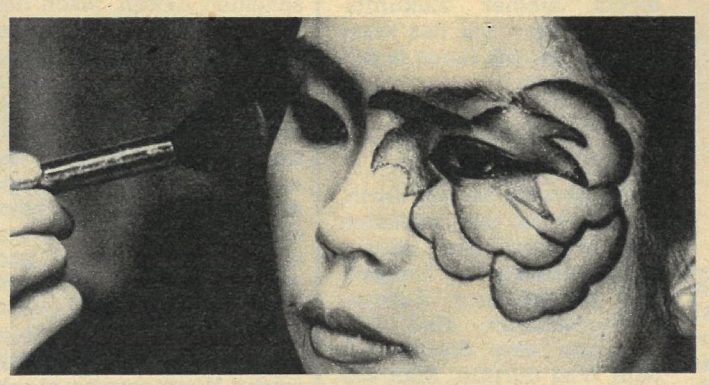
Mit respektvoller Anteilnahme erfuhr die Welt vom Ableben Andrej Gromykos. Trauer um einen bedeutenden Funktionär der Partei Lenins und des Sowjetstaates, einen international hoch geschätzten Politiker und Staatsmann, der sein ganzes Leben der Sache des Sozialismus und des Friedens widmete. Fast dreißig Jahre, von 1957 bis 1985, stand Andrej Gromyko an der Spitze der sowjetischen Diplomatie. Sein Eintritt in die Weltpolitik erfolgte im bedeutsamen Jahr 1943 als Botschafter seines Landes in den USA. 1944 leitete er die sowjetische Delegation zur Konferenz von Dumbarton-Oaks, auf der die Gründung der UNO beschlossen wurde. Lange Zeit war Gromyko der einzige noch lebende Staatsmann, dessen Unterschrift unter der Charta der Vereinten Nationen steht (Foto unten: Als Leiter der sowjetischen Delegation bei der Weltorganisation 1947 im Gespräch mit dem britischen Staatssekretär Loy W. Henderson). 1985 in das höchste Staatsamt der UdSSR berufen, übte er die Funktion des Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets bis zum Vorjahr aus (Foto oben: Andrej Andrejewitsch Gromyko unterzeichnet im Mai 1988 als Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets die Ratifikationsurkunde zum Vertrag über die Abschaffung der Mittelstreckenraketen zwischen der Sowjetunion und den USA). – Das ZK der KPdSU nahm im Oktober 1988 das Rücktrittsersuchen des fast Achtzigjährigen an; Generalsekretär Michail Gorbatschow würdigte sein Lebenswerk, seine Verdienste um Partei und Staat. Wie ein Vermächtnis lauten Gromykos Abschiedsworte vor den Versammelten: „Ich bin fest davon überzeugt, daß der Kurs auf revolutionäre Umgestaltung des gesamten Lebens in unserem Land der einzig richtige und wissenschaftlich fundierte ist." Das Unterpfand dafür, daß die anstehenden Aufgaben gelöst werden, erblicke er in den heroischen Taten des Volkes, von den Tagen Lenins an vollbracht in sieben Jahrzehnten. – Im Moskauer Verlag Politisdat erschienen Andrej Gromykos Lebenserinnerungen, aus denen FREIE WELT einen Vorabdruck veröffentlichte; der Dietz Verlag Berlin bereitet die deutschsprachige Ausgabe vor.

Holger Hansen

Strom-Schnelle

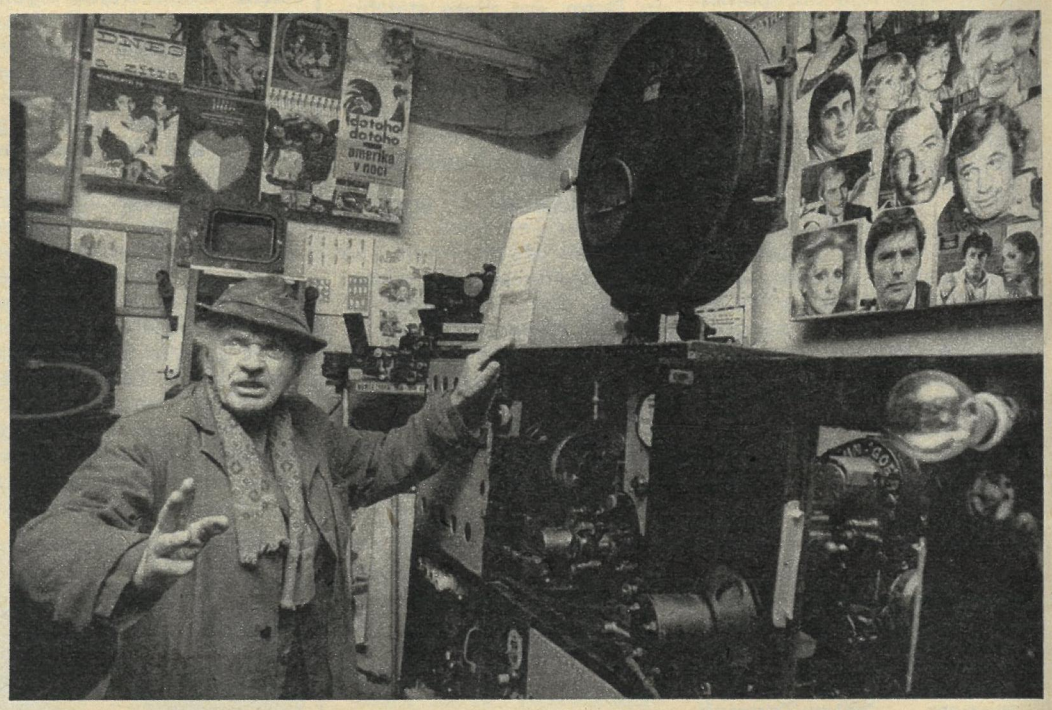
An der Schamalda-Saisk-Kaskade des kirgisischen Flusses Naryn entsteht das sechste Wasserkraftwerk. Mit einer projektierten Leistung von 240 000 Kilowatt wird es jährlich rund eine Milliarde Kilowattstunden billiger Elektroenergie liefern. Bauschluß soll schon in fünf Jahren sein.





Schatten-Spiel

Sicher nicht für das Alltags-Make-up bestimmt ist diese eigenwillige Lidschatten-Kreation eines mongolischen Kosmetik-Fachmannes. Doch zeugt sie von einem ganz besonderen, individuellen Stil und einer Art Selbstbewußtsein, über das die Trägerin wohl ebenso verfügen sollte.



Film-Fan

Ein kleines Museum der Kinematografie hat der 82jährige Oldřich Basus im Keller seines Prager Wohnhauses eingerichtet. Seit seinem ersten Kinobesuch im Jahre 1923 ist er begeisterter Filmfreund, war 15 Jahre lang mit einem Wanderkino unterwegs und trug dabei all die Fotos, Plakate und 160 verschiedene Projektoren zusammen.

Sprach-Schule

Viel Geduld bringen die Sprachpädagogen der Gehörlosenschule von Hanoi auf, um Kinder wie Lien auf ein selbständiges Leben vorzubereiten. Die vietnamesische Sprache, die auf sechs unterschiedliche Tonhöhen aufbaut, ist für die behinderten Kinder nur äußerst schwer erlernbar.

Silber-Schatz

Der größte Fund von Silbermünzen in Tadshikistan gelang unweit des Bergdorfes Almaassa. Die Fachleute datieren den 3027 Stücke umfassenden Schatz auf das 11. Jahrhundert u. Z. Die Münzen könnten im historischen Tschaganian im Umlauf gewesen sein.

Geburt und Ende

Auf den Tag hundert Jahre waren vergangen, seit das Volk von Paris am 14. Juli 1789 die Bastille, das Staatsgefängnis, gestürmt hatte, da versammelten sich in Frankreichs Hauptstadt an die vierhundert Männer aus etwa zwei Dutzend Ländern, politische Enkel der Bastillestürmer, Marxisten in der Mehrheit, aber auch Anarchisten und Anhänger der russischen „Narodnaja wolja", die vom Bombenwerfen nicht lassen wollten. Kein Zufall, daß sich am selben Tag auch die Possibilisten in Paris trafen. Ihr Name kam her vom französischen possible, zu deutsch: möglich, und die Möglichkeits-Strategen, allesamt gemäßigte Reformisten, hielten sich mutmaßlich für die besseren Realisten. Volle fünf Tage debattierte der sozialistische Kongreß, ob man sich mit den Konkurrenten vereinigen sollte, bevor er zur Tagesordnung überging. Im Präsidium saßen, neben anderen, August Bebel und Wilhelm Liebknecht, Karls Vater. Bebel forderte den Acht-Stunden-Tag (sechs Stunden für Jugendliche), das Verbot der Kinderarbeit und der Entlohnung in Naturalien. Die Mehrheit ging mit ihm. Der französische Sozialist Lavigne schlug vor, die Arbeiter sollten „gleichzeitig in allen Ländern und in allen Städten an einem Tage" auf die Straße gehen, um den Acht-Stunden-Tag durchzusetzen. Da war die Idee des 1. Mai geboren. Krieg, der 1889 fern schien, begriff der Kongreß als Ausgeburt grenzüberschreitender Profitjägerei, Frieden als elementares Lebensinteresse der Ausgebeuteten, und er verpflichtete alle Sozialisten, jegliche Kriegskredite abzulehnen.

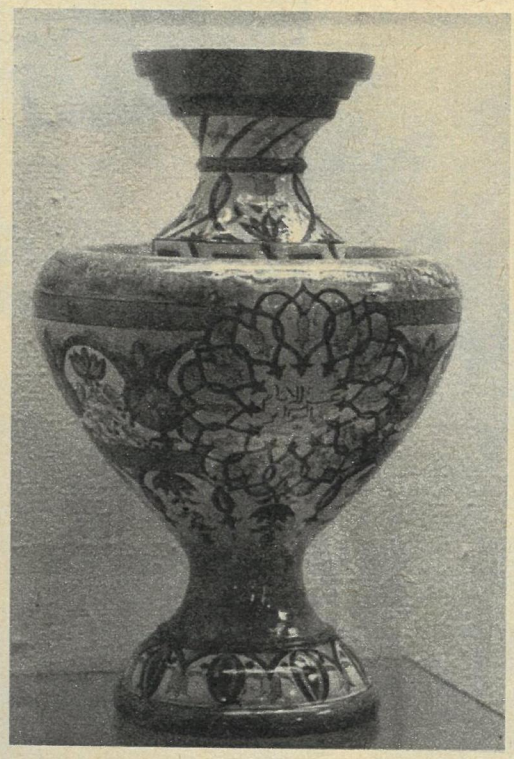
So trat vor hundert Jahren die II. Internationale ins Leben. Fünfundzwanzig Jahre später ging sie kläglich zugrunde, weil die Führer der sozialistischen Parteien – ausgenommen die Bolschewiki und die Linken in anderen Ländern, die sich später Kommunisten nannten – dem allgemeinen chauvinistischen Rausch verfielen, Kriegskredite bewilligten und den Arbeitern einzureden versuchten, der Feind stehe nicht im eigenen Land, sondern jenseits der Grenzen.

Jürgen Jessel

Einladung ins Haarhaus

Abdallah ibn Misch an ibn Faisal ibn Ferban ibn Sfuk ibn Faris ibn Mohammed ibn Abdallah trägt nicht den weißen Burnus, der ihm als „Adoptivsohn" des Oberscheikhs der Schammar-Beduinen gebührt; im dunklen Anzug des Direktors eröffnete Dr. Lothar Stein die neue Dauerausstellung des Leipziger Museums für Völkerkunde „Orientalische Kulturen". Das Museum als Erlebnisbereich – darin besteht die neuartige Konzeption dieser Abteilung. Manches Stück ist zum Anfassen da, wie der Steinkranz eines Oasenbrunnens mit den von Eimerleinen tief eingekerbten Riefen, manches muß dennoch in der Vitrine bleiben wie die tunesische Prunkvase vom Jahr 1900 (links unten). Unter dem Filzdach des Beduinenzeltes kehren Schulklassen und Brigaden ein, in ihrem Kreis nach arabischer Sitte ein Erzähler. Der ist nicht nur mit den im Morgenland noch immer beliebten Märchen vertraut; er spricht auch vom gegenwärtigen Leben und von geschichtlichen Taten der Wüstenbewohner. Unter den Zuhörern mögen nur wenige sein, die jemals davon hörten, daß es vor reichlich tausend Jahren einen „arabischen Spartakus" gegeben hat, der mit einem Heer von Sklaven und Landarbeitern das Reich der Kalifen am Euphrat beinahe zum Einsturz brachte und schließlich durch den Dolch eines Verräters fiel… Junge Palästinenser tanzten zur Eröffnung der in Jahren vorbereiteten Schau, und Muna aus dem ägyptischen Heliopolis, Studentin der Buchkunst (rechts unten), sang eigenkomponierte Lieder. Künftige Besucher können in einer Werkstatt dem Schmied über die Schulter schauen, vielleicht sogar ein „orientalisches Souvenir" selbst anfertigen. Die Terrasse an der Museumsfront wartet auf ihre Etablierung als ein Freiluft-Café; auf schwellenden Polstern hokkend wird man dort bei leisen Klängen fremdartiger Musik einen echt arabischen Mokka genießen können. – Was den Schei… den Chef des Hauses, den neu ernannten Obermuseumsrat Dr. Stein, betrifft, der ordnet zur Zeit die noch nie zuvor gezeigten Sammlungsgegenstände, die er zusammen mit seiner Frau Dr. Heidi Stein in der Volksdemokratischen Republik Jemen auf Sokotra erwarb. Über ihre Begegnungen mit den Bewohnern des weit entlegenen Eilands werden beide für FREIE WELT berichten.

Johannes Rana



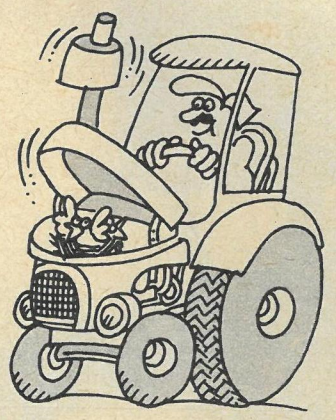
● Gut gesagt

Auch überragende Sieger haben ihre Reserven und unentdeckten Möglichkeiten – deshalb darf man selbst nach dem Erfolg nicht aufhören, nach ihnen zu suchen.

Viktor Tichonow, Cheftrainer der Eishockey-Nationalmannschaft, UdSSR

● Am Rande

Ein ungewöhnliches Zuhause wählte sich ein Rotkehlchenpaar auf dem Sowchos „Tschaika" in der RSFSR: Es baute sein Nest in einem Traktor! Da dies den Traktoristen wenig störte, kam bald ein zweites Nest hinzu. – Unter die Haube gebracht!



● Persönliches

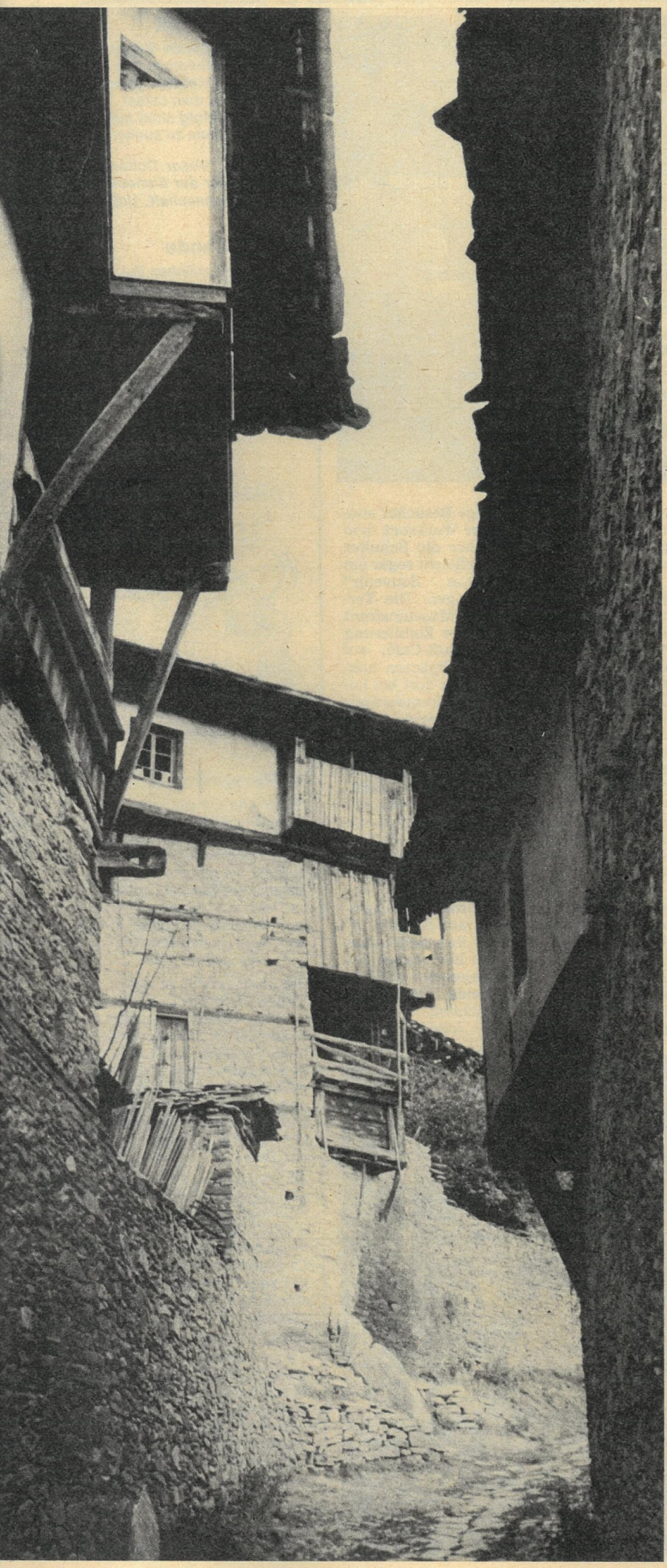
Hinter den Kulissen des Moskauer Maly-Theaters ist BORIS NIKOLAJEW tätig – als Schuhmacher. Besonders für die Inszenierung klassischer Stücke entwirft und fertigt er die ausgefallensten Modelle, die bei ihren schauspielernden Trägern sehr beliebt sind.

Die Brüder JAN und JINDŘICH POSPOSIL aus der ČSSR beendeten jetzt ihre in der Geschichte des Radballs einmalige Laufbahn: 20 Weltmeisterschafts-Goldmedaillen in Folge! Insgesamt trugen beide gemeinsam 134 Spiele aus, gewannen 118 und schossen 905 Tore.

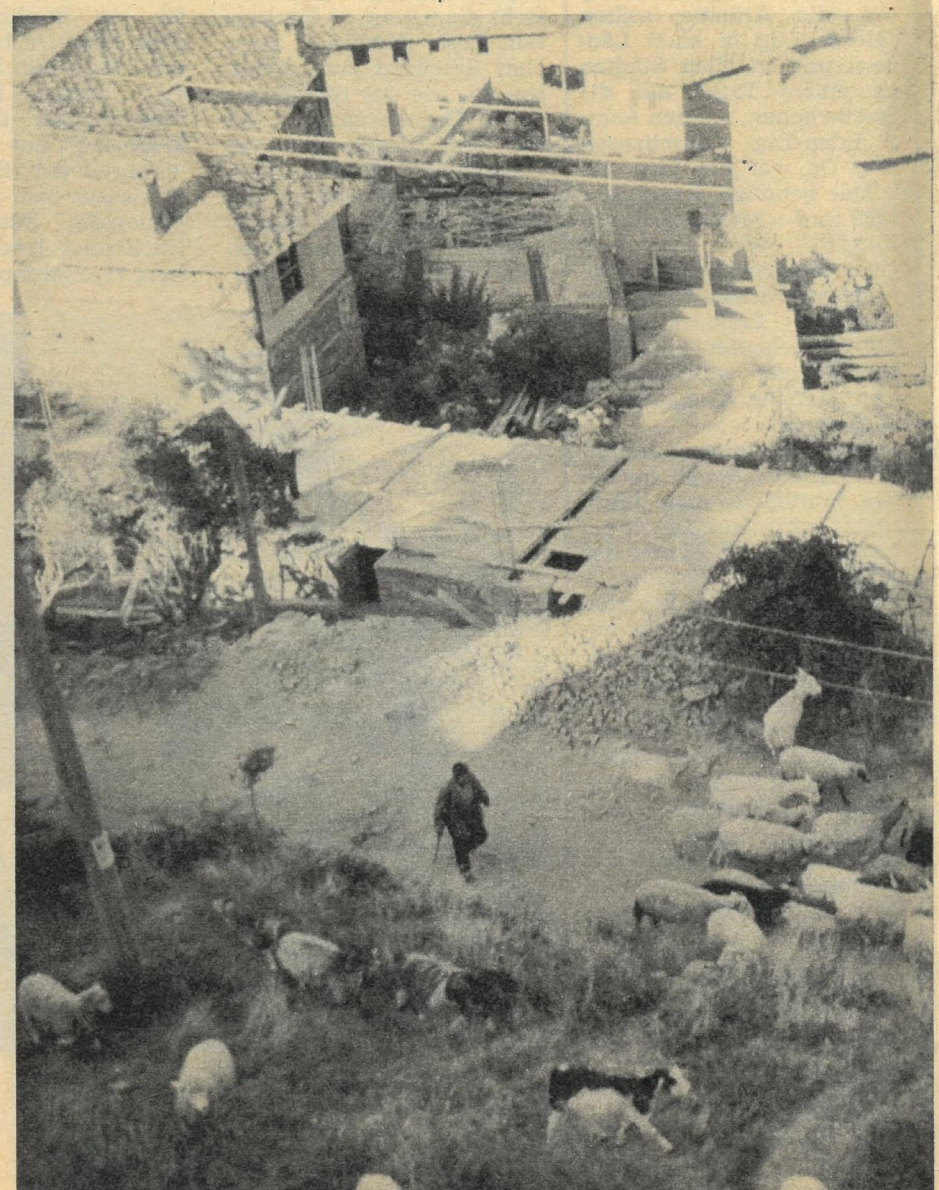
Ein seinem Beruf wenig verwandtes Hobby pflegt der Friseurmeister ANTANAS MARKEVICIUS aus Vilnius: Im Garten seiner exotischen Geflügelfarm tummeln sich 120 Vögel, von denen 20 besonders seltenen Arten angehören.

100 und 103 Jahre alt sind die chinesischen Schwestern XIANGGUI und XIANGMEI. Einmal im Jahr nehmen sie eine Reise in Kauf, um sich wiederzusehen. Hauptthema ihrer Gespräche: die unübersehbare Nachkommenschaft.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: N. Rükker, TASS (3), BTA, VNA, Monzame, ČTK, Archiv; Vignette: D. Schüler.



Kowatschewiza, das entlegene, von den meisten seiner einstigen Bewohner verlassene bulgarische Rhodopendorf, sucht eine neue Zukunft.



Im stillen Dorf wird wieder gebaut

Jeden Samstagabend, Punkt halb sieben, ertönt die Glocke der alten Kirche, und das Läuten hallt wider von den hohen, steilen Hängen, die das Dorf umschließen. Auch am Sonntagmorgen, pünktlich um acht, erklingt das Glockengeläut – doch es ruft schon lange keine Gläubigen mehr zum Gebet. „Die Jungen gingen fort, die Alten sterben hin. Und da hat uns eines Tages auch der Pope verlassen", sagt Bai Petko, früher Dorfschmied gewesen in Kowatschewiza, ein von der Last der Jahre gebückter, dennoch rüstiger Alter. Er hätte es eigentlich nie sehr streng mit dem lieben Gott gehalten. Aber da ihm nun mal der Kirchenschlüssel in Verwahrung gegeben sei, gehe er regelmäßig zum Turm, um die Glocke zu läuten. „Die Leute im Dorf sind daran gewöhnt. Wir wollen die Tradition doch achten. Und solange die Glocke noch erklingt, wissen die Nachbarn hinter den Bergen, daß wir am Leben sind", bekräftigt Petko Zinkow, dem – wie allen älteren, erfahrenen Männern – die ehrenvolle Anrede Bai (im Sinne: ehrwürdiger Onkel) gebührt. Beim Brunnen am Dorfplatz trennen wir uns von dem nichtberufenen Küster.

Später, schon beim Dämmern, sitzen wir mit Ljuba und Zwetan, sie Journalistin, er Maler, auf dem Potun, der im Rhodopendialekt so benannten, im Obergeschoß gelegenen, mit einer Balustrade umgebenen Terrasse ihres Sommerhauses. Das Haus, dessen Wohn-Überbauten – so, wie die der meisten Häuser dieses kleinen bulgarischen Dorfes – auf einem mehrmannshohen Mauerwerk aus rohgebrochenen Steinen ruhen, steht am oberen Ende der Ortschaft. Von dort führt die schottrige Straße steil und in Windungen hinauf in die Berge. Im Kamin knistert das abendliche Feuer. Wenn die Holzscheite zur Glut niedergebrannt sein werden, wird Pârschola (Schweinskotelett) auf dem Rost brutzeln. Wir schauen hinab aufs Dorf und zur Straße, weil dort gleich Bai Petkos Cousin, Angel Dsigrow, auftauchen wird. Er ist vorhin mit dem Bus, der zweimal am Tag zwischen Goze Deltschew im Tal und Kowatschewiza in den Bergen verkehrt, von der Hochzeit einer Großnichte heimgekommen. Weil er weiß, daß wir morgen früh zur Heimfahrt aufbrechen müssen, hat er versprochen, daß er unbedingt kommen würde – und er kommt…

Bald wissen wir mancherlei über ihr Dorf, gelegen am cañonartigen Kamina-Flußtal rund 1000 Meter hoch an den grünen Hängen des südöstlichen Rhodopen-Vorgebirges. Marko, der Schmied, soll es im 17. Jahrhundert begründet haben. Es befindet sich an gleicher Stelle, wo es bereits im Altertum vier thrakisch-römische Siedlungsstätten gegeben hat. Sein ältestes, übrigens noch heute bewohntes Haus, ist im Jahre 1780 erbaut worden. Und in seinen besten Tagen – um die Wende der 40er/50er Jahre – hat Kowatschewiza beinahe 2000 Einwohner sowie rund 300 Wohn- und Wirtschaftsgebäude gezählt.

„Nach dem Buchstaben des Gesetzes (es erkennt erst Siedlungen über 100 Einwohnern das Dorfrecht zu – H. P.) hätte Kowatschewiza längst aufgehört, als Dorf zu existieren. Denn heute sind wir nur noch 64 ständige Bewohner, wovon 53 älter als 50 Jahre sind", erzählt Bai Angel. Er selber wäre 1929 ins Dorf gekommen, habe hier 46 Jahre als Lehrer und zuletzt als Schuldirektor gearbeitet. „Die höchste Schülerzahl hatten wir im Schuljahr 47/48 – über 280 Schüler", erinnert er sich. „Die neue Schule, die beim Dorfeingang steht, wurde 1954 eingeweiht – für sieben Klassen, und sie war mal unser Stolz. Doch schon seit vielen Jahren steht sie leer… Ich habe damals, als einer nach dem anderen

mit seiner Familie fortging, oft gesagt: ‚Wenn ihr unserem Dorf die Kinder nehmt, dann nehmt ihr eurem Kowatschewiza das Leben'…"

Früher sei das Dorf schön und reich gewesen; die Dörfler lebten insbesondere von Holzgewinnung, von Feldbau und Viehzucht. Obwohl die an den Hängen angelegten Terrassenfelder recht klein wären und die Arbeit auf ihnen mühsam, hätte es doch immer gute Ernten gegeben. Vor allem eigne sich die kalkig-steinige Erde für den Anbau von Frühkartoffeln, Tabak, Gemüse; aber auch Mais, sogar Wein gedeihe hier – trotz der Höhenlage. Außerdem böten sich beste Weiden, auf denen Schaf-, Ziegen- und Rinderherden saftiges Futter fänden. „Was nutzt das alles", sagt Bai Angel schulterzuckend, „das leichtere Leben, der bessere Verdienst und die größeren Chancen in den Städten haben die Leute fortgelockt. Nur wir sind geblieben – wir und unsere 61 Sommerfamilien. Sie haben viele der Häuser, die leerstanden und langsam zugrunde gingen, gekauft, rakkern sich ab, um sie neu herzurichten. Nur durch solche Enthusiasten hat unser Dorf überlebt und hat damit die Hoffnung, daß hier einmal wieder voll das Leben einkehrt."

★

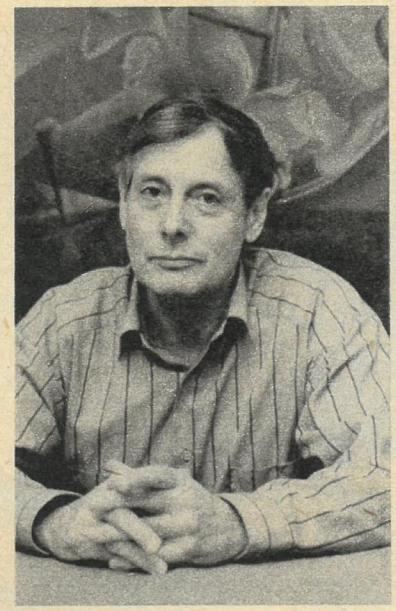
Nirgendwo noch in dem weiten Gebirge ist die typische Rhodopenarchitektur ähnlich kompakt, authentisch und reichhaltig zu finden – wie in Kowatschewiza. Sämtliche alten Häuser – präziser: das gesamte Dorfensemble – stehen daher seit 1977 unter Denkmalschutz. Mit staatlichen Mitteln, insbesondere aber auch durchs Zupacken der neuen Besitzer – vorwiegend Familien von Kunstschaffenden sowie Betriebe und Institutionen, die sich auf diese Weise Ferienunterkünfte schaffen – werden Kowatschewizas alte Häuser heute bewahrt, restauriert, erneuert (mehrfach bereits diente die „Dorfromantik" als Naturkulisse für Dokumentar- und Spielfilme). Und noch eins: In den letzten zwei Jahren hat einer von den wenigen Noch-Jüngeren in Kowatschewiza – Toma, der Tischler – für seine Familie, zu der drei kleine Söhne gehören, das erste neue Haus gebaut. Eine „Schwalbe" mehr, die den Sommer verspricht?

Text und Fotos: Helmuth Pelzer

1631 ist das Heilige Römische Reich deutscher Nation mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges (Abbildung unten: Belagerung Magdeburgs), der zum ersten gesamteuropäischen Krieg wird. Die Früchte friedlicher Arbeit (Abbildung unten Mitte) werden

Das süße Wort Frieden war nie

Die Menschheitsgeschichte kennt mehr Kriegs- als Friedensjahre. Die Erschöpfungen, die den Schlachten folgten, waren mehr oder minder kurz. Selbst nach dem Dreißigjährigen Krieg, der ganze Landstriche Europas veröden ließ, sprachen abermals die Waffen. In den Zeiten des Nichtkriegs, da die Waffen vorübergehend schwiegen, wurde gepflügt und geerntet, wurden aber auch Helme und meisterhafte Vernichtungswerkzeuge geschmiedet, und der Krieg entbrannte von neuem. Doch inmitten des Schlachtenlärms waren auch Stimmen zu hören, die von der Abwendbarkeit der Kriege, vom möglichen Reich des ewigen Friedens sprachen. Die historische Forschung hat diesen, oft leisen Stimmen nicht immer den nötigen Respekt gezollt, sehr zum Nachteil für die nachrückenden Generationen. Über diese vormals und heute gegebenen Alternativen zum Krieg sprach FW-Mitarbeiter Hans Bergmann mit dem Historiker Professor Dr. Helmut Bock.



Professor Dr. sc. phil. Helmut Bock, Zentralinstitut für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR

Auf dem jüngsten Historikerkongreß nahm das Problem Krieg–Frieden die zentrale Rolle ein. Sehen sich Historiker nun auch als Friedensforscher?

Der Kongreß unter dem Thema „Krieg–Frieden–gesellschaftlicher Fortschritt" war notwendig und längst überfällig. Das letzte Treffen 1982 befaßte sich mit dem Vergleich von bürgerlicher und sozialistischer Revolution – obgleich es zu jener Zeit der sogenannten Raketennachrüstung durchaus angeraten war, Themen des gegenwärtigen und historischen Friedensringens den Vorzug zu geben. Insoweit wir nunmehr die Lücke schließen, begreifen wir uns auch als Friedensforscher.

Sind die genannten Versäumnisse aufgeholt?

Auf dem Kongreß wurden neue Forschungen vorgetragen, aber ebenso die Erfordernisse für künftige Arbeit deutlich. Präzisierungen erweisen sich als notwendig, so bei vereinseitigten Forschungsrichtungen, die sich ausschließ-

durch neue militärische Auseinandersetzungen immer wieder zunichte gemacht.

1759 erlitt Preußen während des Siebenjährigen Krieges in der Schlacht bei Kunersdorf eine schwere Niederlage gegen Österreicher und Russen.

vergessen

lich der Klassenkampfproblematik widmeten, ohne diese in eine dialektische Verbindung zur Friedensproblematik gebracht zu haben. Man kann beispielsweise jede Revolution danach befragen, wie streitbar und konsequent die jeweilige Führungsklasse ihre Kampfziele erreichte; man kann aber auch viel bewußter die Frage nach dem Zusammenhang von Revolution und Frieden, von Klassenziel und Menschheitsinteressen stellen.

Und das sind keine rein akademischen Fragestellungen?

Keineswegs. Der Marxismus hat von Beginn an die Abschaffung der Ausbeutung und der Kriege als das Fernziel postuliert. Doch Wandlungen, die die klassischen Marxisten von der Bejahung gegenwärtiger Kriege als Mittel des Fortschritts bis zur prinzipiellen Ablehnung der Staatenkriege vollzogen, sind lange ohne Berücksichtigung geblieben. In einem schwierigen Erfahrungsprozeß lernten Marx und Engels begreifen, daß die nationalen Arbeiterklassen und ihre Bewegungen möglichst friedlicher Staatenbeziehungen bedürfen, um die soziale Emanzipation voranzutreiben. Heute steht die Frage nach diesen friedlichen Bedingungen noch schärfer: Geht es doch um Sein oder Nichtsein der Menschheit. Dennoch hat sich auch für uns der Weg zur Erkenntnis als schwierig erwiesen. Selbst bei einer so großen Zäsur wie dem XX. Parteitag der KPdSU (1956) hat sich gezeigt, daß zwar der Frieden als ein erwünschter Weltzustand aufgefaßt, aber der Nuklearkrieg – falls der Imperialismus ihn auslöse – als gewinnbar und nicht als Vernichtungsgefahr für die Menschheit aufgefaßt wurde. Es war eine objektiv falsche Einschätzung. Das berühmte Einstein-Russel-Manifest von 1955 dagegen hatte den atomaren Krieg als den Untergang der Menschheit bezeichnet.

So tat sich auch in der Wissenschaft eine Kluft auf zwischen objektiv notwendigen Erkenntnissen und den tatsächlich vollzogenen Folgerungen?

Ja, es war ein langwieriger Lernprozeß. Er ist auch dem Umstand geschuldet, daß die Erkenntnisfindung durch die politische Konfrontation der Gesellschaftssysteme erschwert wurde. Sich dieser Kluft bewußt zu sein, heißt für den Historiker, die Analyse und die Erklärung des Werdeganges der Menschheit auf die Alternative Krieg–Frieden, den obersten aller globalen Konflikte, auszurichten. Ich hoffe, daß die Geschichtsforschung nachdrücklich in diese Richtung gehen wird. Es sind marxistische Beiträge zur historischen Friedens- und Konfliktforschung vonnöten.

Wie soll diese Forschung aussehen?

Der Historiker reproduziert die Vergangenheit. Er muß aber auch die heutige Staaten- und Völkerwelt als ein Gewordenes begreiflich machen. So trägt er die Verpflichtung, mehr zu verstehen und zu erklären, als bislang verstanden und erklärt wurde. Wie also gelangte die Menschheit in diese Existenzkrisis und Entscheidungssituation, die unseren größten Einsatz für Weltfrieden und Fortschritt erfordert? Ich bin Historiker der Neuzeit, und wenn ich die Geschichtsepoche dieses halben Jahrtausends überschaue, entdecke ich zwei widerstreitende Entwicklungstendenzen und Bewegungskräfte, die diese globale Alternative zwischen Krieg und Frieden hervorgetrieben haben. Zum einen sehe ich eine Staatenpolitik, die seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert mit den gewalttätigen Mitteln des Hegemoniestrebens, der Kriegsvorbereitung und des Krieges letzten Endes zur Vernichtung der Zivilisation, zum Exitus der Menschheit führt. Diesem Teufelskreis zu entrinnen, ist bis jetzt noch nicht gelungen. Deshalb betonen wir die Verwobenheit des Imperialismus mit Kriegspolitik. Doch sind Defizite entstanden, weil wir nicht nach friedlichen Alternativen in der Geschichte geforscht haben. Diese waren und sind ebenfalls wirksam. Sie sind verkörpert in Friedensideen und Friedensbewegungen, Menschenrechtsdeklarationen und Völkerrechtsgeboten, sogar in Staatenbeziehungen und universalen Föderationen, die drohende Kriege abwenden und Konflikte friedlich lösen wollten. Dies ist eine Entwicklungslinie, die sich ebenfalls durch die Jahrhunderte zieht und insbesondere seit der wachsenden Zerstörungskraft der Waffen letzten Endes auf Weltfrieden und Entwicklung abzielt.

Diese alternativen Denkverhalten haben Kriege nicht verhindert. Wie kann historische Forschung heute politisch wirksam werden?

Die Kriege sind tatsächlich selten verhindert worden. Jedoch entstanden völkerrechtliche Abmachungen, internationale Gebote und Vertragswerke. Sie sind heute in den zwischenstaatlichen Beziehungen und in der UNO lebendig. Allerdings: über die Genfer Konventionen, die internationalen Schiedsgerichte, über den Völkerbund, ja nicht einmal die UNO wurden in unserem Land geschichtliche Forschungen betrieben. Dadurch haben wir uns so mancher Möglichkeiten beraubt, die Koalition der Vernunft und des Realismus wirksam zu unterstützen. – Ein anderes Problem, das Defizite deutlich macht: Schon lange wirkt der bürgerliche humanistische Pazifismus. Doch wir haben hier die Bündnispartnerschaft versagt, weil wir in ihm einen irrigen, wenn nicht gar unehrlichen Anwalt des Friedens zu sehen glaubten. Heute, im Ringen um die Erhaltung der Menschheit, müssen wir Sozialisten den bürgerlichen Pazifismus als ein positives Erbe

ging der bis dahin blutigste Krieg in der Weltgeschichte zu Ende (Foto unten). Die friedlichen Aufbaujahre in der Sowjet-

Das süße Wort Frieden war nie vergessen

der Geschichte und als einen Gefährten auffassen. Selbst auf jenem Gebiet, das die marxistischen Historiker traditionell dominieren – die Untersuchung von Kriegen, ihren Ursachen, Triebkräften und Wesenszügen –, müssen einige weiße Flecken getilgt werden. Was wir heute als nukleare Bedrohung begreifen, ist Resultat zweischneidiger Entwicklungen der Produktivkräfte, der Technik, der Wissenschaft und ihres Gebrauchs für Politik. Wir haben diese Zusammenhänge mangelhaft widergespiegelt – und zwar infolge einer überkommenen Arbeitsteilung. So wird beispielsweise die Entwicklung der Technik von Technikwissenschaftlern, die Entwicklung der Produktivkräfte von Ökonomen, die Entwicklung politischer Prozesse von den Politikhistorikern usw. dargelegt. Eine schlimme Folge ist der Mangel einer übergreifenden interdisziplinären Sicht.

Friedens- und Konfliktforschung ist heutigentags eine solche interdisziplinäre Wissenschaft. Gibt es Elemente, die nur der Historiker in diese Forschung einbringen kann?

Es gibt Historiker verschiedener Fachwissenschaften. Als Politikhistoriker habe ich schon einige Beispiele genannt. Hinzufügen möchte ich die simpel anmutende Frage: „Was wäre, wenn…“ Wo immer sie gestellt wird, berührt sie Vergangenheit und Gegenwart – also Geschichte. Traditionelle Geschichtsschreibung hat diese Frage jedoch abgelehnt: Der Historiker habe nur zu sagen, wie es gewesen ist. So wurde die Tatsächlichkeit der Kriege zwar dargelegt. Doch zumeist unterblieb die Frage, ob diese Kriege vermeidbar und friedliche Lösungen möglich gewesen wären. Die Frage „Was wäre, wenn?“ zielt auf historische Alternativen. Das betrifft uns selbst. Wir haben uns als Generation in einer langen Kette von Klassenkämpfen verstanden, als Hauptkraft gegen den kriegerischen Imperialismus. Nun aber sind wir zu der Erkenntnis gezwungen, daß Klassenkämpfe, wenn sie zum Krieg zwischen den Atommächten überspringen, zur Vernichtung der Menschheit führen. Folglich müssen wir Alternativen denken und leben: Die Vernunft muß darauf gerichtet sein, alle Konflikte durch möglichst friedliche Regelungen, jedenfalls ohne Krieg, zu bewältigen. Ebenso müssen wir die Vergangenheit befragen, ob Kriege, nur weil sie stattgefunden haben, wirklich unvermeidbar waren. Das ist keine akademische Gedankenspielerei, sondern eine wissenschaftliche Analyse, um historische Versäumnisse aufzudecken und ihre Wiederholung unmöglich zu machen. Dieses Forschungsbemühen wäre noch vor kurzem undenkbar gewesen. Jedoch wir werden für eine unabsehbare Zeit in einer konfliktreichen Welt leben. Die diplomatische Kunst der friedlichen Regelung von Konflikten müssen wir schleunigst erlernen. Die humanistisch Gesinnten in der bürgerlichen Friedensforschung haben sich seit ihren Anfängen um 1970 ebenfalls als historische Konfliktforscher verstanden.

Die Friedensideen – vom Altertum bis zur Neuzeit – waren wenig wirksam. Sind die Ursachen dafür nicht auch darin zu suchen, daß Kriege eine durchaus treibende Kraft in der Geschichte waren?

Kriege waren nicht nur eine treibende Kraft, sondern in einigen Geschichtsepochen auch eine Bedingung für die Existenz und den Fortschritt der Gesellschaft. Die Sklavenhaltergesellschaft war auf Kriege angewiesen, um Menschen als Produktivkraft zu unterjochen, um das Reservoir an Arbeitskräften zu erneuern. Auch für die agrarische Feudalgesellschaft war zum Beispiel wegen extensiver Landnutzung und geringer Bevölkerung die Expansion wesenseigen; unter dem Vorwand der Christianisierung wurden die Volksstämme Osteuropas unterworfen. Erst mit dem aufkommenden Kapitalismus stand die Frage Krieg–Frieden neu, denn für die Entwicklung der Produktivkräfte und für die Akkumulation des Kapitals waren Kriege keineswegs unverzichtbar. Den Vertretern der klassischen bürgerlichen Ökonomie, insbesondere Adam Smith, dem englischen Fürsprecher des Freihandels, und den französischen Physiokraten galten Kriege als eine unsinnige Zerstörung von Produktivkräften. Sie sahen im Krieg nur Unvernunft und Willkür, das größte Hindernis für gesunde Beziehungen zwischen Ländern und Völkern. „Frieden durch Freihandel!“ proklamierten diese ökonomischen Denker. Sie gingen noch einen Schritt weiter und erklärten das ganze Militärwesen für einen Schmarotzer an der Gesellschaft, für verlorenes produktives Kapital.

Das sind bemerkenswerte Aussagen. Hat jedoch der Verlauf der Geschichte nicht gezeigt, daß stärkere Kräfte diesen Ansatz zur Friedensfähigkeit des Kapitalismus zunichte gemacht haben?

Es kann nicht Aufgabe des Historikers sein, diese geschichtlichen Erfahrungen auszulöschen. Wir haben daher den Krieg beständig thematisiert. Doch es gilt, auch auf die Kräfte zu verweisen, die eine Entwicklung des Kapitals mit friedlichen Mitteln als durchaus gegeben ansahen. Das ist heute von besonderer Aktualität. Die relative Friedensfähigkeit von Elementen und Interessensträgern des Kapitals ist wichtig. Das historische Erinnern kann diese mahnen und ermutigen. Wir müssen alle kriegsverhütenden Aspekte des Wettbewerbs und der Zusammenarbeit in einer ganzheitlichen Welt durch Wissenschaft erkennen und durch Politik verwirklichen. Dabei steht die Janusköpfigkeit des Kapitalismus außer

Zweifel. Für die marxistische Friedens- und Konfliktforschung ist es von einschneidender Bedeutung, das Wirken beider Kapitalfraktionen – der kriegstreibenden und der friedensfähigen – zu analysieren und alle Möglichkeiten künftiger Kompromisse und Kooperationen mit jenen Teilen der Bourgeoisie auszuloten, die den Frieden als Voraussetzung für den Profiterwerb sehen. Das gerade verstehe ich als Hilfe der Wissenschaft für eine Politik, die unter der strategischen Losung „Koalition der Vernunft und des Realismus“ agiert. Für den Historiker ist der waffenstarrende Elfenbeinturm aufgebrochen, in dem er als ein rückwärtsgewandter Seher des härtesten Klassenkampfes verharrte. Seine Forschungen treffen heute den Friedensnerv der Gegenwart und der hoffentlich gewinnbaren Zukunft.

Adam Smith hat sozusagen die materiell-ökonomische Basis eines möglichen Weltfriedens angesprochen. Wie beurteilen wir den Versuch des Franzosen Abbé de St. Pierre, der Anfang des 18. Jahrhunderts auf eine andere Weise dem ewigen Frieden nahekommen wollte?

Als sich St. Pierre an die Regierungen des damaligen Europa wandte, existierten zumeist feudalabsolutistische, in Gestalt der Niederlande und Großbritanniens aber auch bürgerliche Staaten. Erbfolge-, Handels- und Kolonialkriege waren an der Tagesordnung. In dieser Situation unterbreitete St. Pierre seine Vorstellungen für eine Keimform friedlicher Koexistenz: Eine Föderation der Staaten Europas sollte mit Hilfe des Gewaltverzichts, der periodischen Kongresse, des Schiedsspruchs im Konfliktfalle und einer gemeinsamen Friedenstruppe den dauerhaften Frieden ermöglichen.

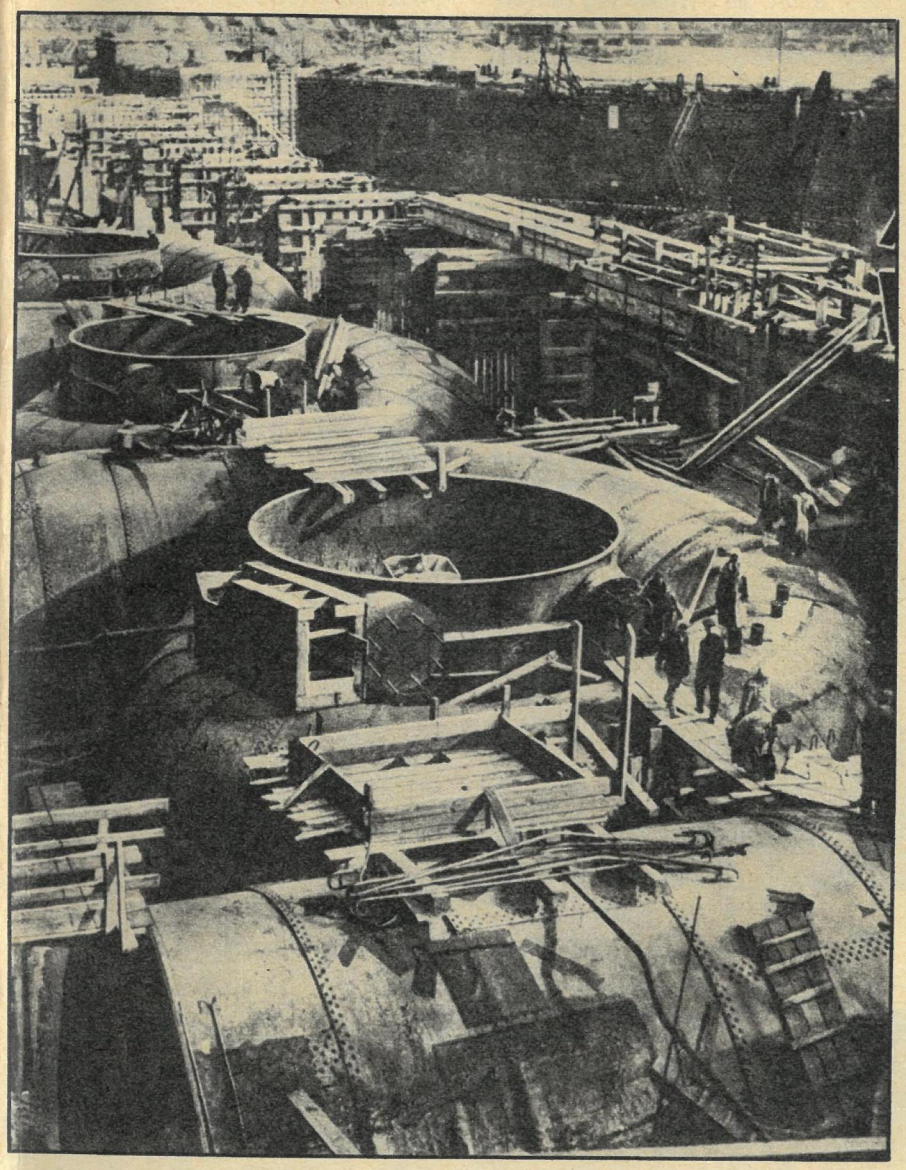
War er ein Vordenker für das, was wir heute „Haus Europa“ nennen?

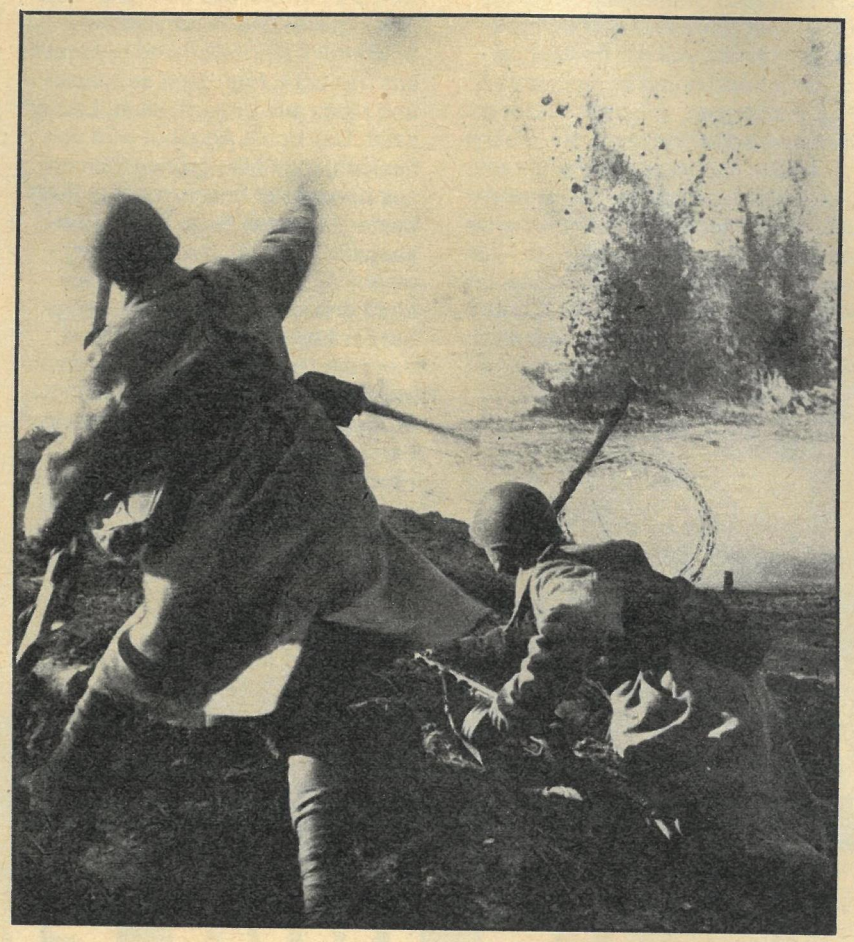
Das möchte ich bejahen. Was für lange Zeit als Utopie oder sogar als Illusion galt, erscheint heute in einem neuen Licht. Der objektive Zwang, den Krieg zu vermeiden, rückt uns die Gedanken innerstaatlicher Organisationsformen und Konfliktregelungen wiederum nahe. Die Argumentationsweise St. Pierres war humanitär und völkerrechtlich angelegt. Seine Intentionen wurden fortgesetzt durch Rousseau und Kant. Das von St. Pierre ausgehende Friedensdenken der Aufklärung brachte einen historischen Fundus der Völkerrechtsentwürfe und Föderationspläne hervor, die heute fortleben. Auch die UNO konnte an solche Prinzipien anknüpfen. Interessierten Adam Smith die ökonomischen, St. Pierre und Kant die ethisch-völkerrechtlichen Aspekte zum Aufbau einer Friedenswelt, so bilden sie für uns Heutige eine dialektische Einheit. Natürlich wird die Ökonomie ein drängendes Interesse im gewünschten Wettbewerb und in der Zusammenarbeit der Systeme sein. Doch ohne menschen- und völkerrechtliche Normen des Friedens ist internationales Überleben undenkbar. Kurz gesagt, die erstrebte Welt muß auf zwei Pfeilern stehen: auf der Förderung ökonomisch-sozialer Lebensinteressen und auf einem rechtlich-ethischen Überbau in Gestalt internationaler Instrumentarien der Staatenkooperation und der Konfliktbewältigung.

Was sagt ein Historiker zu den pessimistischen Vorstellungen vieler Wissenschaftler, daß den Zyklus Krieg–Frieden zu durchbrechen, es den Menschen an Vernunft und nun auch an Zeit mangele?

union (Foto unten Mitte) wurden durch den faschistischen Überfall jäh unterbrochen.

1944 kehrte der Krieg wieder dorthin zurück, von wo er gekommen war (Foto unten).





Ich gestehe offen, daß ich Wissenschaftlern, die bei der Betrachtung der historisch gewordenen Welt pessimistische Folgerungen ziehen, nicht dreist entgegentreten möchte. Allerdings will ich eines ausdrücklich betonen: Kommt der Pessimismus aus der anthropologischen Deutung, daß der Mensch allzeit unveränderlich bleibe und er seine aus dem Tierreich übernommene Aggressivität ewig in kriegerische Gewalt übertrage, so lehne ich diese Vorstellung ab. Doch ich will Geschichtspessimismus nicht nur an dieser Deutung festmachen. Ich kenne selbst Marxisten, die aufgrund lebenslanger Analysen der vergangenen und heutigen Welt wenig Mut aufbringen, dem oft beschworenen Geschichtsoptimismus zu vertrauen, der im Alltag der Politik mitunter euphorisch verlautbart wird. Zweifellos sind in den letzten Jahren deutliche Fortschritte im Friedensringen erzielt worden. Doch diesem wunderbaren Novum, wie es sich in der partiellen Abrüstung der nuklearen Mittelstreckenraketen darstellt, steht die Tatsache entgegen, daß mächtige Kräfte immer noch an der Rüstungsschraube drehen, daß sie immer noch Mißtrauen und Feindseligkeit für geeignet halten, eine Konfrontationspolitik zu betreiben. Angesichts der noch nicht geleisteten Gleisveränderung, die den Zug der Geschichte endgültig in Richtung Völkerfrieden und Zusammenarbeit leitet, begreife ich den Pessimismus so mancher Historiker, Philosophen und anderer Wissenschaftler. Doch ich nehme an diesem Pessimismus nicht teil. Ich sehe mich als Mitglied einer kollektiven Bemühung, die historische Gleisveränderung dadurch zu ermöglichen, indem wir aus der Geschichte, trotz vieler unseliger Tatsachen, jenes Erbe zutage fördern, das dem Friedenskampf Ermutigungen vermittelt.

Reifen bei dem Blick zurück in die Geschichte auch die Fähigkeiten, den Blick in die Zukunft zu richten?

Wissenschaft kann alternative Prognosen anbieten, jedoch nur, wenn sie subjektive Eingrenzungen und lineares Wunschdenken überwindet. Ich meine ein Denken, daß entweder den Wunsch zum Vater des Gedankens macht oder aber in seiner Eindimensionalität alle dialektischen Verwicklungen der Wirklichkeit überfährt. Wir leben in einer Welt der äußersten Widersprüche, der entsetzlichen Spannung und sacht beginnender Entspannung. Diese Gegenwart schließt mehrere Entwicklungsmöglichkeiten in sich ein und nicht nur die erwünschte. Ich halte es für falsch, wollte man für diese dialektische Welt nur einen einzigen Weg, das heißt Antworten ohne Alternativen dulden. Natürlich bestimmt ein jeder seinen Platz, von dem er die Zukunft zu sichten und zu formulieren sucht. Jedoch darf diese Position des Wissenschaftlers nicht zu traditioneller Verharrung und Einseitigkeit verführen. Wir stehen vor internationalen Entwicklungen, die nur annähernd richtig erfaßt werden können, wenn nationale Enge, wenn eurozentrische Befangenheit und Überheblichkeit fallen. Denn objektiv existiert der universalhistorische Zusammenhang aller Entwicklungen und Aktivitäten. Betrachten wir beispielsweise die Gründung der DDR im Jahre 1949, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß vier Jahre zuvor die Hiroshimabombe die Welt in tragischer Weise verändert hatte und nun im selben Jahr der DDR-Gründung auch die Sowjetunion ihren ersten erfolgreichen Kernwaffentest durchführte. Steht das Datum des August 1945 für den Willen, sich die Welt durch die furchtbare Gewalt einer Waffe gefügig zu machen, so signalisiert das Datum des August 1949, daß der Einsatz dieser Waffe für die USA zum unkalkulierbaren Risiko wurde. Schon 1950 wagten sie nicht mehr, ihre Atomwaffen im Koreakrieg einzusetzen. In diesem Kontext müssen wir auch den sicheren Bestand der DDR als eine Voraussetzung ihrer Politik sehen.

Heute hat die DDR eine beachtliche Mobilität im Umgang mit dem historischen Erbe erreicht. Das ist wichtig. Doch die Historiker wenden sich zumeist nur dem nationalen und regionalen Erbe zu. Ohne universalhistorischen und weltpolitischen Blick, ohne die ständige Bewußtheit, daß unsere eigene Geschichte nur ein kleiner Teil der universalen Entwicklung ist, verliert man die Sicht auf notwendige Zusammenhänge. Wenn wir zum Beispiel die Jahre nach 2000 anvisieren, müssen wir uns im klaren sein, daß wesentliche politische Prozesse und internationale Entscheidungen sich aus Europa in andere Weltregionen verlagern werden. Die Frage, ob diese politisch-sozialen Veränderungen friedlich oder kriegerisch ablaufen, wird diese Welt nicht nur tangieren, sondern über ihren Bestand entscheiden.

Stellt sich in diesem Zusammenhang nicht auch die Frage, wie man „gerechte Kriege" heute einzuschätzen hat?

Rückwärts gewandt, fallen dem marxistischen Historiker die Urteile über gerechte und ungerechte Kriege nicht schwer. Die Einschätzungen für heute sind weit komplizierter. Im hochindustrialisierten Europa beispielsweise ist jeder Krieg, auch der konventionelle, unführbar – weil schlechthin massenvernichtend. Die Wertung, ob dies ein gerechter oder ungerechter Krieg sein würde, entbehrt aller Vernunft. Für die Regionen in Asien, Afrika, Lateinamerika, wo seit ungefähr vierzig Jahren infolge von Aggressionen und nationalen Befreiungen über 200 kriegerische Auseinandersetzungen stattgefunden haben und noch stattfinden, ist schwer zu sagen, in welcher Weise die Gewalt der Unterdrücker durch die Befreiungstat der Unterdrückten gebrochen werden kann. Welcher Marxist will es auf sich nehmen, im Namen des Weltfriedens die revolutionäre Regierung in Nikaragua aufzufordern, gegenüber den Waffen der Contras zu kapitulieren? Konkrete Situationsanalysen müssen für die jeweiligen Konfliktsituation ganz konkrete Antworten geben, die mitunter auch zu bitteren Kompromissen raten werden. Das hat nichts mit Prinzipienlosigkeit zu tun. Für Afghanistan hat die Sowjetunion eine derartige Schlußfolgerung gezogen. Kompromisse zeichnen sich in Asien, Südafrika und Lateinamerika ab. Sie sind Folgerungen eines neuen internationalen Denkens, sind Anzeichen von historischen Lernvorgängen, die mehr und mehr von einer zentralen Einsicht getragen sind: Staatenkonflikte friedlich zu lösen. Alle Menschen und Völker haben ein Recht auf internationalen Frieden.

Fotos: Volker Hohlfeld, Baltermans, Reproduktionen zeitgenössischer Stiche.

Ungarische Bilder:

Farbe und Firnis

Dunkles Glas, warmgelbe Leuchtreklame und schreiend-grelle Werbespruchbänder. Auf der Verkaufsterrasse schocken und locken wahre Pulli-Farborgien, unterirdisch lädt das verführerische Sortiment der Lebensmittelhalle und im zur Metro führenden Tunnel das hauseigene Straßencafé ein. Im Inneren des boutiquenartig unterteilten Warenparadieses zerren Mütter ihre Sprößlinge hastig am Videostand vorbei, wo – vor 2, 3 Jahren auch in Ungarn noch undenkbar – eindeutige Fotos auf Kassettenhüllen „Die Formen des Sex" anpreisen. Rotringstifte und Jacobskaffee, Sportdress aus Italien und Kosmetik aus den USA, High-tech aus Japan und Mode aus Ungarn: kauft, Leute, kauft. Das bunte Angebot wird von riesigen, rosa-blau-grünen Palmen aus Kreppapier beschirmt, das Budapester Kaufhaus Skala Metro (Verkaufsfläche: 5400 Quadratmeter) macht auf Sonne, Urlaub, Südsee. Mehr und mehr bleibt es allerdings bei der bloßen L u s t zum Kauf, denn die Geldbörse des inflationsgestreßten ungarischen Durchschnittsbürgers hält mit den ständig steigenden Preisen nicht mehr mit. Den Touristen mag dieses Angebot noch beeindrucken – der Ungar weiß inzwischen, was als „ökonomischer Firnis" hinter dem bunten Gemälde steckt.

1987 erfuhr die Bevölkerung zum ersten Mal, daß das Land über seine Verhältnisse lebe und der Staat mehr ausgebe als einnehme, daß die damalige Nettoverschuldung von 9,3 Milliarden Dollar das Doppelte eines Jahresexports ausmache und folglich ab sofort nur noch verteilt werden könne, was produziert werde. Die Regierung legte ein Zweistufenprogramm zur Sanierung der Wirtschaft vor; erstmals tauchten in diesem Zusammenhang die Begriffe „zeitweilig mögliche Arbeitslosigkeit" und „Belastung der Bevölkerung" auf.
Inzwischen suchen bereits 130 000 Ungarn Arbeit, inzwischen kletterten die Nettoschulden des Landes auf 14,5 Milliarden Dollar, inzwischen blieb die Produktion hinter den Erwartungen zurück. Streichungen von Subventionen für Waren und Betriebe führten zu verstärkter Verteuerung der Endverbraucherpreise. In den letzten drei Jahren erhöhte dies das Preisgefüge um 43 Prozent, im gleichen Zeitraum sanken die Reallöhne und -einkommen um vier bis fünf Prozent. Ihr weiteres Absinken wird – bei einer für dieses Jahr vorveranschlagten Inflationsrate von 16 Prozent – bis Dezember prognostiziert.
Jedes Volk hat sein eigenes Sprachbild, was sein Verhältnis zum Geld ausdrückt: der Franzose gewinnt es (gagner de l'argent), der Amerikaner macht es (to make money), der Deutsche verdient es, und der Ungar – sucht es. Geldverdienen heißt nämlich auf ungarisch pénzt keresni,

wörtlich: Geld suchen. „Wieviel suchst du derzeit im Monat?", fragt man sein Gegenüber und erhält freimütig Auskunft. 1988 lag das Durchschnittseinkommen bei 7015 Forint (1000 Mark). Das scheint auf den ersten Blick nicht wenig, nur… zahlt die ungarische Hausfrau seit Februar dieses Jahres zum Beispiel für ein Kilogramm Schweinefleisch 22 Mark oder für ein Kilo der billigsten Brotsorte zwei Mark. Nur… wurden im Frühjahr die Fahrpreise für Nahverkehrsmittel um 62 Prozent erhöht, nur… müssen die Budapester seit 1. Juni für Strom 36 Prozent mehr und – Südseeklima herrscht lediglich im Skala Metro! – künftig für Kohlen 47 und für Fernheizung 27 Prozent mehr berappen. Und wer weiß, daß nun eine junge Mutti wegen der rigorosen Subventionsstreichungen bei Kinderbekleidung etwa für die ersten Schuhchen ihres Krabbelkindes mehr als 150 Mark oder für eine Packung Wegwerfwindeln 37 Mark bezahlen muß und dabei vielleicht auch noch auf eine Wohnung spart, die in Budapest fast nur gegen ein Millionensäckchen erstanden werden kann, dem wird klar: Die Maßnahmen der Regierung zur Überwindung der prekären Wirtschaftssituation erbrachten für die Mehrheit der Bevölkerung bisher sinkenden Lebensstandard. Natürlich versucht der Staat, jede größere Preiserhöhung durch soziale Maßnahmen zu kompensieren. Auch jetzt wurden ab 1. Juli die Invaliden- sowie Mindestrenten (unter 3 000 Forint) um 200 und die übrigen Renten um 100 Forint aufgestockt; ab 1. September wird außerdem das Kindergeld um 150 Forint erhöht. Maßnahmen, die in die Millionen Forint gehen und dem ungarischen Staat mit seinem leeren Staatssäckel gewiß nicht leichtfallen. Doch können sie keine echte Kompensation für die Pro-Kopf-Mehrausgaben von 800 Forint monatlich sein, die laut offiziellen Angaben mit den für 1989 veranschlagten Preiserhöhungen einhergehen.

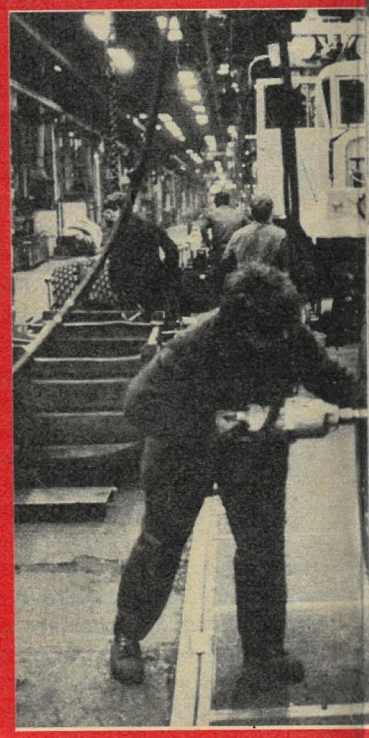
„Wo könnte man noch Geld suchen?", fragt sich ergo der Budapester und jobt, wo irgend möglich, dann nach Feierabend. „Woher nehmen?", fragte sich im Juni und Juli notgedrungen auch das Parlament. Die Abgeordneten stimmten einem Paketplan der Regierung sowie der Modifizierung des Staatsbudgets 1989 zu, um „den wirtschaftlichen Zusammenbruch zu vermeiden". Durch Reprivatisierung staatlichen Eigentums, radikale Kürzung der Ausgaben für Verteidigung und Verwaltung und weiteren Subventionsentzug für Betriebe hofft man, eine Senkung des Haushaltsdefizits zu erzielen. Durch die angestrebte Auflösung von Produktionseinheiten würden sich allerdings die Lebensbedingungen weiterer Tausender Familien vorübergehend verschlechtern, was durch sozialpolitische Maßnahmen und die Schaffung neuer Arbeitsplätze abgeschwächt werden solle.

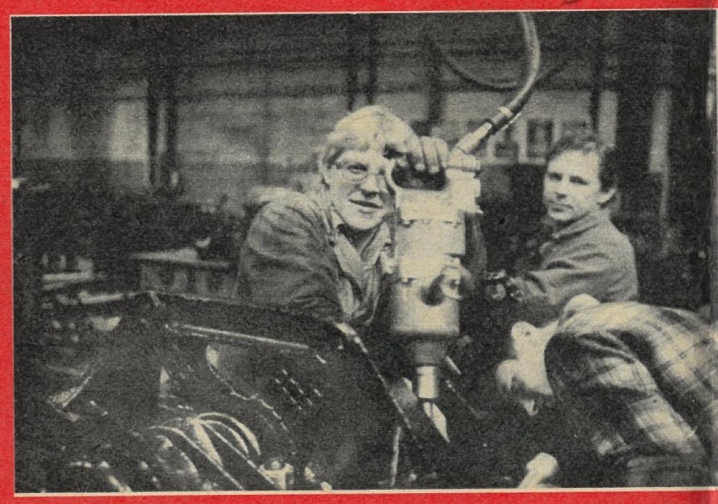
Hannelore Hegyi

Foto: Detlev Steinberg

KrAS heute und morgen

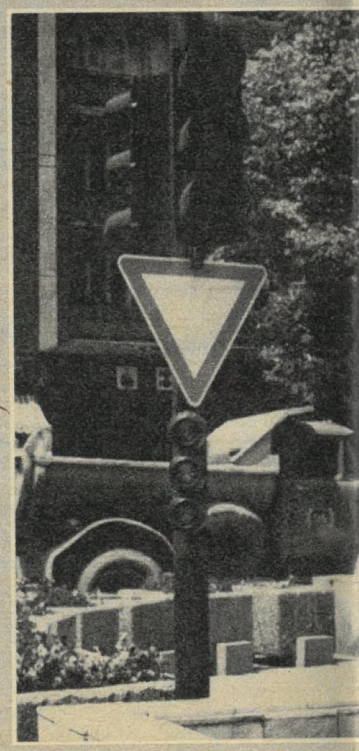
KrAS, das Automobilwerk Krementschug, ist mit seinen dreißig Jahren ein relativ junger Lkw-Produzent. Am 1. Mai 1959 reihte sich der erste Prototyp der dort gebauten und auch bei uns wohlbekannten schweren Kipper in die Maidemonstration der ukrainischen Dnepr-Stadt. Am 17. August 1961 war das erste Zehntausend der bulligen Arbeitstiere erreicht, damals in der Palette der fast ausschließlich benzinbetriebenen sowjetischen Nutzkraftwagen mit seinem 177-kW-Dieselmotor (242 PS) noch einsam auf der Strecke. Der 25 000. KrAS rollte am 17. April 1963 vom Band, der 50 000. wurde am 28. August 1965 ausgeliefert. Der 100 000. KrAS begann am 30. Dezember 1968 sein Autoleben, die erste Halbmillion wurde am 27. April 1984 geschafft. Zur Zeit befindet sich das Werk in einer Phase grundlegender Umwälzungen, die sowohl seine Technologie als vor allem auch seine Erzeugnisse betreffen. FREIE WELT-Reporter sahen sich dort um, sprachen mit leitenden Mitarbeitern und Montageschlossern, Exportkaufleuten und Parteifunktionären, die versicherten: KrAS kriegt die Kurve, wir wollen das Niveau des modernen Kraftfahrzeugbaus wieder erreichen. In einer der nächsten Ausgaben von FREIE WELT erscheint das Resümee unserer Untersuchungen. Alle Interviewpartner waren sich einig: So wie bis-



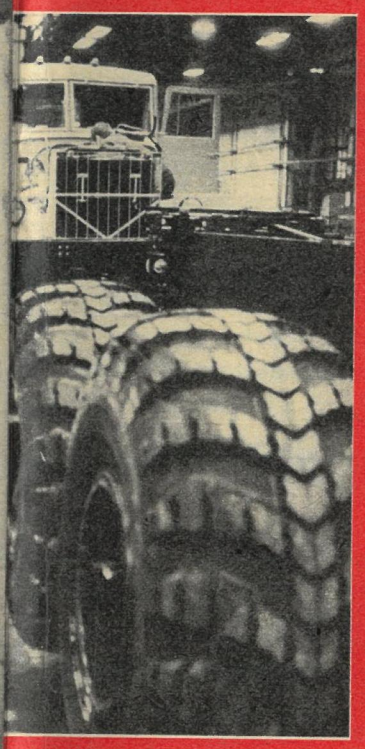


„Favorit"-Varianten in Sicht

Vom neuen ŠKODA „Favorit" (siehe „mobile" in den Heften 24/87 und 25/88) liefen bis Ende März dieses Jahres schon rund 80 000 Einheiten von den Montagebändern in Mladá Boleslav, ČSSR. Jetzt arbeiten Konstruktion und Entwicklung des bedeutendsten Pkw-Herstellers in unserem Nachbarland an Varianten der Schrägheck-Limousine (Bild oben). Man denkt an Versionen wie Steilheck-Kombi mit kurzem oder verlängertem Aufbau, vor allem aber an eine Stufenheck-Limousine mit zwar separatem Kofferraum, doch umklappbaren Fondsitzen und Durchlademöglichkeit. Unlängst stellte das ČSSR-Gesundheitsministerium auch vier Modifikationen des „Favorit" speziell für die Erfordernisse eines modernen Gesundheitswesens vor. Dazu gehören Varianten als Fahrzeug für ärztliche Hausbesuche (auch durch Spezialärzte) ebenso wie Wagen für die Schnelle Medizinische Hilfe. Als Krankentransporter (Foto unten) mit Ausstattung für die Notversorgung etwa bei akuten Herzerkrankungen soll sich der „Favorit" ebenfalls bewähren. *Kbm.*



her kann es nicht weitergehen, der Betrieb hat den Anschluß verloren, seine Erzeugnisse halten internationalen Vergleichen nicht mehr stand, was Wirtschaftlichkeit, Leistung und Um-



weltfreundlichkeit betrifft. Für den Außenhandel erwuchsen daraus ernste Hemmnisse. Unsere Fotos zeigen eins der beiden Hauptmontagebänder (oben links), wo gerade ein Wagen der neuen KrAS-Generation entsteht, die allmählich den technisch überalterten Vorgänger-Typ verdrängt. Neue Formen leistungsabhängiger materieller Stimulierung der Arbeit sollen das Interesse aller Mitarbeiter von KrAS für einen erfolgreichen Zwischenspurt ihres Betriebes wecken.

Klaus Hurrelmann

Signal-Service

Pkw-Chauffeure, die als vorderste ganz dicht an einer Ampelkreuzung zum Halten kommen, müssen sich oft den Hals verrenken, um den Wechsel auf „grün" beobachten zu können, da die Signallampen hierzulande oft hoch oben angebracht sind. In der VR Bulgarien (unser Foto links entstand an einer ampelgeregelten Kreuzung in Sofia), aber auch in sowjetischen Städten wird für diesen Fall ein freundlicher Signal-Service in Form zusätzlicher kleiner Lampen geboten, die auch der Lenker des flachsten Wagens mühelos im Auge haben kann. Für Fahrer in der zweiten, dritten oder gar vierten Spur ebenfalls stets eine gute Sehhilfe. Ungeduldiges Hupen der Hintermänner entfällt!

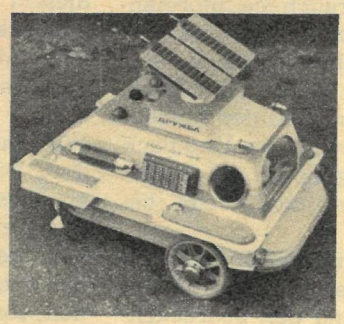
PS-Nachrichten

AUF UNSEREM ERDBALL werden im Jahr 2000 internationalen Studien zufolge 530 Millionen Automobile rollen. Jetzt sind etwa 340 Millionen Pkw registriert. Tragischer Aspekt der Motorisierungswelle: Neben unausbleiblichen ökologischen Folgen gibt es keinen vergleichsweise ebenso gefährlichen Unfallverursacher wie den Straßenverkehr. Jährlich starben 400 000 Menschen bei Verkehrsunfällen, 12 Millionen erleiden schwere Verletzungen.

DIESE RASTENDE RASTSTÄTTE lädt an der Fernverkehrsstraße E 65 von Prag in Richtung Liberec etwa auf halbem Wege zum leiblichen Auftanken ein (Foto). Die ausgediente IL-18 ist schon von weitem gut zu erkennen und bietet ein ungewöhnliches Fahrpausenerlebnis. Ihr Passagierraum ist als Restaurant gestaltet; Speisen und Getränke werden in einem Wirtschaftsgebäude zubereitet, auf dem das Heck der ruheständlerischen Turbopropmaschine lagert.

DIE ZAHL DER PRIVATAUTOS in der UdSSR war Gegenstand einer Erhebung des Staatlichen Komitees für Statistik, deren Ergebnisse jetzt veröffentlicht wurden. Danach gab es 1980 in der Sowjetunion über 8,21 Millionen private Kraftwagen, 1985 war diese Zahl auf 12, 44 Millionen angewachsen, 1987 erreichte sie 14,19 Millionen. Interessant ist die Umrechnung des Privat-Pkw-Bestands auf je 10 000 Einwohner in verschiedenen Sowjetrepubliken. Unsere Zahlen vergleichen die Jahre 1980 und 1987. Die Spitze hält Estland, wo dieses Verhältnis von 763 auf 1195 anwuchs, gefolgt von Litauen (657 auf 1030). Auch Lettland ist mit 601 zu 857 beachtlich. Die Angaben für die RSFSR: 295 zu 500, für Grusinien: 473 zu 782, für die Ukraine: 306 zu 531. Der niedrigste Motorisierungsgrad wurde für Aserbaidshan ermittelt (218 zu 321), wenig besser sind die Moldauische SSR (212 zu 386) und Tadshikistan (193 zu 387).

DEN DREIMILLIONSTEN PKW lieferte das Werk ISHMASCH in Ishewsk, Udmurtische SSR, im Januar



IN DER JAPANISCHEN HAFENSTADT JOKOHAMA ist dieses Modell eines „planetengängigen" Fahrzeugs zu bewundern (Foto unten). Die Konstrukteure und Hersteller – Mitglieder der Sektion kosmische Konstruktionen und technisches Design des Klubs Junger Techniker „Ewrika" (Heureka) der ukrainischen Stadt Sumy – nannten ihr Planetomobil „Drushba". Es wurde für die Repräsentation der UdSSR auf der internationalen Ausstellung „Kinder und Kosmos" ausgewählt.

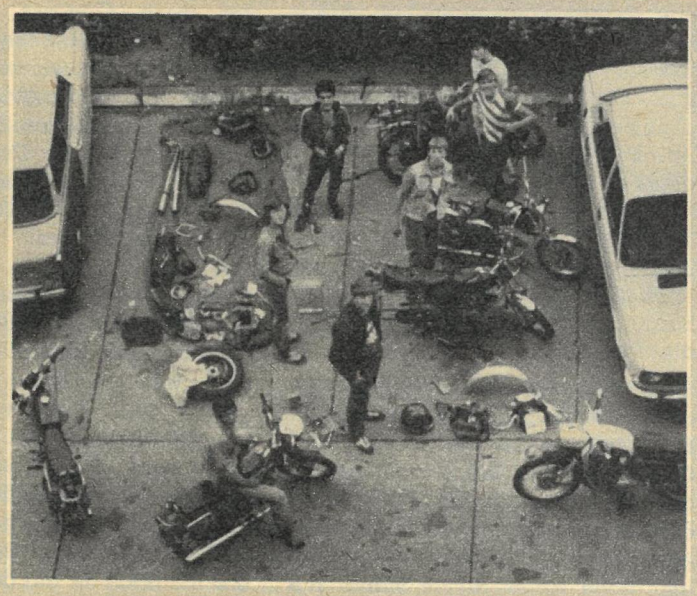
1989 aus. Für seine dritte Million brauchte der Automobilproduzent im europäischen Ural-Vorland nur fünf Jahre. 1966 hatte er die Produktion aufgenommen, vor allem Kombi-Versionen des MOSKWITSCH.

DIE AUSBILDUNG FÜR FAHRER VON PRIVAT-PKW in der UdSSR zu verbessern ist Ziel einer neuen Verordnung der Verkehrs-Miliz. Sie hebt die Unterteilung in Berufs- und Privatkraftfahrer auf und stellt an beide gleiche Anforderungen. Fahrschulabsolventen erhalten zunächst einen auf zwei Jahre befristeten Führerschein, der ihnen für Fahrten außerhalb von Ortschaften ein Tempolimit von maximal 70 km/h auferlegt. Nach komplikationslos überstandenen zwei Jahren folgt nochmals ein achtzehnstündiger Ausbildungskurs mit abschließender endgültiger Prüfung, deren Bestehen auch zu einer Tätigkeit als Berufskraftfahrer berechtigt.

Wochenende hat seine Tücken

Peinlich, wenn ein Reporter dabei ist: Für den Moskauer Schlosser Konstantin I. endete vorerst die Kraftfahrerlaufbahn, denn die Milizstreife (Foto oben) stoppte an einem Sonntagabend den Alkoholisierten am Steuer seines LADA. Daß man so nicht Auto fahren darf, ist allgemein bekannt. Aber andere Hinweise für sicheres und rücksichtsvolles Verhalten kann man nicht genug wiederholen. Jeder sollte wissen und sich vorbeugend darauf einstellen: Von Freitagmittag bis Sonnabendnachmittag passieren mehr und schwerere Unfälle als an den übrigen Wochentagen. Tragische Höhepunkte sind auch die drei Stunden um Mitternacht vom Sonnabend zum Sonntag sowie der späte Sonntagnachmittag und frühe Sonntagabend. Als Wochentag mit den wenigsten Unfällen erweist sich übrigens in der Regel der Dienstag. An den Wochenenden und Feiertagen setzt sich der Verkehr anders zusammen als gewöhnlich, die Mehrheit der Wagenlenker fährt auf unbekannten, ungewohnten Strecken. Fast jeder ist bestrebt, möglichst schnell ans erholsame Ziel zu kommen, der Verkehr wird hektisch. Er wird aber andererseits nicht selten durch noch unerfahrene, deshalb oft übertrieben vorsichtige „Sonntagsfahrer" geprägt. Bedauerlicherweise darf manche Ehefrau auch nur an diesem Tag ans Steuer – deren wenig routinierter Fahrstil provoziert Überreaktionen besonders „Mutiger", nicht selten sind Überholunfälle die Folge. Das Unfallrisiko am Wochenwechsel zu vermindern, hat letztlich jeder selbst in der Hand – besser: im Kopf. Ausflugsfahrten sollte man möglichst in früher Morgenstunde beginnen und so planen, daß auch die Heimfahrt ohne Zeitnot gelingt. Denn Wochenendverkehr kann weit strapaziöser sein als das Fahren an Werktagen.

SHK



**Suchet,
so werdet ihr finden!
Einmal sehen ist besser
als hundertmal fragen.**

Fotos: Volker Hohlfeld (3), Detlef Christel (2), A. Schogin/TASS, K. Kowpak/TASS, H. F. Schreiber, S. H. Karbaum, ADN-Zentralbild
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Heißer Tip: mobile Immer kühl bleiben im Stau!

Als Jugendlicher warb Karl-Eduard von Schnitzler mit einem umgehängten Pappschild Stimmen für den kommunistischen Abgeordneten Ernst Thälmann bei den Wahlen 1932, sehr zum Ärger der großbürgerlichen Familie, aus der er stammte. Bei Kriegsbeginn wurde er eingezogen, schwer verwundet, geriet in englische Gefangenschaft, arbeitete im Lager Ascot am deutschsprachigen Sender und nach dem Krieg beim Nordwestdeutschen Rundfunk Hamburg und Köln, bevor er 1947 in die sowjetische Besatzungszone übersiedelte. Aus seinen Erinnerungen druckt FW Auszüge.

Noch 1945 hatte mich vor dem Rothenbaum ein mir Unbekannter mit „Genosse" Schnitzler (ich war noch nicht in der Partei) angesprochen und in eine Hamburger Pinte zu einem Köm eingeladen. Dort erwartete mich ein grauhaariger, hagerer Mann, nuschelte unverständlich einen Namen und begann ein Gespräch, das eigentlich mehr aus seinen kurzen Fragen und meinen langen Antworten bestand. Der Inhalt entsprach im wesentlichen dem, was ich hier bisher niedergeschrieben habe. Ich hatte sofort Vertrauen zu meinem Gesprächspartner. Es war Max Reimann. Er schenkte mir sein Vertrauen, ich hatte meine politische Heimat gefunden. Wenngleich mir vom Eintritt in die Partei vorerst abgeraten wurde, um meine Arbeit im NWDR nicht zu gefährden.

Zunächst suchte und fand ich britische und deutsche Mitarbeiter im Hamburger Rundfunk, die mit den Faschisten nichts im Sinn gehabt hatten, Antifaschisten waren und daher nicht einverstanden waren mit dem Kurs Hugh Carleton Greenes. Einige wenige waren Kommunisten, mehrere Sozialdemokraten und Labour-Leute, viele liberal eher aus allgemeinen „Freiheits"- und „Menschlichkeits"-Vorstellungen gegen den Faschismus (und natürlich aus denselben unkonkreten Vorstellungen auch gegen die Kommunisten). Das nannte man damals noch nicht „pluralistisch", sondern „ausgewogen". Verkappte Faschisten waren dabei und auch einige, die sich später als Opportunisten entlarvten und sich durch Verrat zu „publizistischen Leitern" qualifizierten.

Gleich zu Beginn löste ich einen öffentlichen Eklat aus. Ein befreundeter Pfarrer, Antifaschist, KZ-Häftling, Familienvater, hatte mir in einem vertrauten Gespräch gestanden, er sei als politischer Häftling einmal Opfer eines homosexuellen Attentats geworden und fürchte – angesichts der nervlichen und körperlichen Überbeanspruchung durch seine Reisen zwischen Rundfunk und entfernter Pfarrei – möglicherweise eine Wiederholung. Diese fand statt und führte zur Festnahme von Opfer und Täter. Der Polizeipräsident informierte mich. Mein integrer Freund konnte nach Hause fahren und seine Predigt vorbereiten.

Soweit, so gut. Aber mir genügte das nicht. Es ging ja nicht um den Einzelfall, nicht um Recht oder Gnade, sondern um eine menschliche Veranlagung, für die man in den zwölf braunen Jahren ins Konzentrationslager kam und die immer noch unter Strafe stand. Ich aber kannte die hohen moralischen und menschlichen Qualitäten vieler Betroffener.
Entgegen britischen Ratschlägen – ein Verbot mochte man nicht aussprechen – begannen wir Rundfunkdiskussionen. In der Öffentlichkeit! Erst im konservativen Hamburg, dann im katholischen Köln. Wir taten mit beträchtlichen Erfolgen und Fortschritten das, was Liz Taylor (jawohl, diese!) auf die Frage: „Die Homosexuellen müssen sich wohl auf eine weitere Tragödie gefaßt machen. Wieder einmal sind sie in Gefahr, von der Gesellschaft in Ghettos abgedrängt zu werden?" geantwortet hat: „Wir müssen alles tun, um zu gewährleisten, daß dies nicht passiert. Ich bete zu Gott, daß wir genug vernünftige Leute finden, die bereit sind, die Würde dieser Menschen zu schützen..., ausgewogen informieren und Mitgefühl und Verständnis erwecken. Nur so können wir jene Leute bekämpfen, die Homosexuelle wieder in die Isolation treiben wollen."
Mir konnte bis zum heutigen Tag niemand erklären, warum ein „Ehrenmann" sein soll, wer öffentlich zugibt, zweimal in der Woche ins Bordell zu gehen, „unehrenhaft" aber, „unmoralisch und minderwertig" (und deshalb zur Heimlichkeit verurteilt), der sich zu seiner Veranlagung bekennt. Homosexuelle sollen nicht gerade Klubs gründen oder eine Partei, also selbst neue Ghettos bilden, aber gleichberechtigte, geachtete Mitglieder unserer Gesellschaft sein.
Im steifen Hamburg und im schwarzen Köln schuf eine mutige, offene, oft konkrete Aussprache damals viel Verständnis und Toleranz.

Insgeheim: Berlin

Nach Berlin hatte ich durch Freunde und Genossen Kontakt, benutzte auch regelmäßig die „Schleuse" Oebisfelde, eine Stelle, an der man unkontrolliert die Zonengrenze überschreiten konnte. Niemals werde ich die Einweihung des Hauses der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft im Berliner Kastanienwäldchen vergessen, zu der mich Genosse Oberst Tulpanow hatte einladen lassen. Von einer Ecke aus, ein wenig getarnt, blickte ich im renovierten großen Saal der ehemaligen Singakademie auf die gestaltete Decke mit den Porträts Goethes und Puschkins, Beethovens und Tschaikowskis, Heinrich Heines und Majakowskis.
Seither stehe ich selbst regelmäßig in diesem Saal am Pult und spreche zu Menschen, diskutiere mit ihnen, die – mit Ausnahme von Provokateuren und Rias-Redakteuren – von der Sowjetunion hören wollen und vom Friedenskampf, vom Freund- und Feindbild und was es das ganze Jahr über gegeben hat.
Während meiner Berlin-Besuche traf ich mich oft mit dem Westberliner NWDR-Korrespondenten Thilo Koch, einem um Sachlichkeit bemühten bürgerlichen Journalisten. Gelegentlich wohnte ich bei ihm, und wir waren über Faschismus, Krieg und Besatzungspolitik einer Meinung. Auch als er später politische Fernsehsendungen bei der ARD begann, befleißigte er sich zunächst großer Fairneß. Zum Beispiel erfand er „Die rote Optik": Mit Ausschnitten aus unserem Fernsehen versuchte er, westdeutschen und Westberliner Zuschauern ein Bild der Deutschen Demokratischen Republik zu vermitteln.
Ich begann meinen „Schwarzen Kanal" mit völlig anderer Zielrichtung: Systemauseinandersetzung Sozialismus-Kapitalismus am Beispiel des BRD-Fernsehens. Ich empfand uns nie als „Konkurrenten" oder Gegenspieler. Aber eines Tages resignierte er und erklärte in einem Interview: „Vier gegen 52 – so kann man nicht kämpfen." Er meinte meine wöchentliche Sendung und seine vierteljährliche „Optik". Wir behielten noch längere Zeit kollegiale Kontakte aufrecht, was ihn nicht daran hinderte, sich in seinem 1981 erschienenen Buch auf sehr unfeine Weise von mir zu distanzieren.
Welch trauriges System, das einen anständigen Menschen zwingt, vor seinem Abtritt von der öffentlichen Bühne wider besseres Wissen falsches Zeugnis über einen andersdenkenden Kollegen abzulegen.

Nachkriegskonspiration

Schon im Sommer 1945 hatten mich in Hamburg Genossen der britischen Militärverwaltung informiert, daß bei den Westmächten die Absicht bestehe, allen unter Spruchkammerurteil und Automatischen Arrest fallenden Faschisten die „Überzeugungstäterschaft" zuzusprechen. Das hätte im schlimmsten Fall „begrenzte Festungshaft", meist aber Ungeschorenheit der Faschisten bedeutet. Diese Information war so kurzgeschlossen, daß jeder direkte Gebrauch die Informanten verraten hätte. Eine Fahrt über Oebisfelde nach Karlshorst war notwendig. Ich suchte eine Rücksprache mit Genossen der sowjetischen Militärverwaltung. Und nach der Rückkehr ging es auf Reportage ins Lager Sandborstel bei Hamburg.
Ich berichtete im NWDR täglich von den läppischen Spruchkammerverfahren und den bedrückenden Problemen für die kleinen, den Erleichterungen und Entlastungen für die großen Nazis. Nach einer Woche erklärte ich abschließend in einem Kommentar, mit Berlin abgesprochen, aber gleichzeitig auch zur Freude des Mister Greene, es gehe in Sandborstel so gerecht zu, und die Spruchkammerverfahren ergäben ein solch geringes Maß an Schuld und soviel subjektiven „guten Willen", daß man überlegen solle, den Belasteten „Überzeugungstäterschaft" zuzusprechen und eventuelle Haftstrafen auf die nicht ehrenrührige „Festung" zu beschränken.
Und dann brach der Sturm los: Von der „Täglichen Rundschau" und anderen Zeitungen der Sowjetischen Besatzungszone über die kommunistischen Zeitungen in den drei Westzonen bis zu sozialdemokratischen, ja sogar zu einigen christlichen Blättern: Empörung über solch einen „hinterlistigen Versuch eines Journalisten im britischen Sold", Nazis zu entlasten. Die kommunistische Kölner „Volksstimme" schrieb damals: „Am 25. August sprach Karl-Eduard von Schnitzler im Nordwestdeutschen Rundfunk über Spruchgerichte und Internierte. Viele seiner Worte waren klug und richtig. Eines fordert schärfsten Protest heraus. Von Schnitzler machte sich zum Sprecher der Forderung der internierten Nazis, nicht als Kriminelle, sondern als Überzeugungstäter bestraft und behandelt zu werden. Wir haben Grund zu der Annahme, daß ernsthafte Absichten bestehen, diesem Verlangen der Internierten nachzukommen, daß die Rede v. Schnitzlers ein Versuchsballon war, und möchten rechtzeitig warnen.
Wir haben niemals Rache gefordert. Die Frage aber, ob die Nazis als Überzeugungstäter oder als kriminelle Verbrecher behandelt werden, berührt nicht im geringsten das Problem Milde oder Grausamkeit, sondern einzig und allein den Charakter der Nazitaten. Die menschliche Behandlung der Nazi-Verbrecher kommt in den milden Urteilen zum Ausdruck, deren geringstes Strafmaß auch von v. Schnitzler beanstandet worden ist. Wer aber für die Nazis Behandlung als Überzeugungstäter verlangt, der fordert, daß der verbrecherische Charakter der Nazi-Organisationen bestritten werden soll, fordert also Aufhebung des Nürnberger Urteils... Die Nazi-Organisationen waren keine politischen Organisationen im üblichen Sinne. Ihr Führerkorps sowie Gestapo und SS waren keine Versammlung von Idealisten. Die Nazi-Organisationen waren Gangsterbanden, und

Ein Versuchsballon platzt

In Hamburg und Köln: Arbeit zwischen Konfrontation und Konspiration

die Zugehörigkeit zu verbrecherischen Organisationen macht den Täter zum kriminellen Verbrecher... Wer an diesen Feststellungen rütteln will, arbeitet an der Glorifizierung des Naziregimes, und das muß im Keim erstickt werden. Der Versuchsballon des Nordwestdeutschen Rundfunks muß platzen, bevor er den Boden verlassen hat."

Er sollte ja platzen. Mit der Veröffentlichung und den Protesten war die niederträchtige Absicht vom Tisch. Ich hatte mit Max Reimann gesprochen. Andere Kommunisten und Antifaschisten wollten längere Zeit nichts mehr mit mir zu tun haben.

Nächste Station: Köln

Ich kommentierte weiter, erntete Lob und Tadel. Meine „rote Quertreiberei" hatte wohl in den Augen der Briten auch ihr Gutes: Man würde mich schon am Zügel halten. So wurde ich – buchstäblich über Weihnachten – am 1. Januar 1946 Amtierender Intendant und Leiter der Politischen Abteilung des NWDR (Köln). Auch hier war die Klammer (Köln) wichtig. Köln war Hamburg zwar nachgeordnet, aber wir hatten am Kölner Sender täglich vier Stunden eigene Sendezeit und konnten zum gesamten NWDR-Programm Einzelsendungen beisteuern. Das Sagen allerdings hatte Hamburg. Mein deutscher Chef an der Alster war Peter v. Zahn, der Chef meines britischen Kontrolloffiziers in Köln war und blieb wie am Hamburger Rothenbaum Hugh Carleton Greene.

Immerhin, der Abstand von Hamburg bedeutete etwas mehr Freiheit. Als es mir dann noch gelang, aus England einen unserer besten Mitarbeiter in der Kriegsgefangenensendung „nachzuholen", den Genossen Dr. Karl-Georg Egel; als ich einen Wirtschaftsredakteur einstellte, der bald Genosse wurde und heute einer der angesehensten Dokumentarfilmregisseure unserer Republik ist – Karl Gass –, da war das Trio vollständig, über das die CDU-Zeitung „Kölnische Rundschau" damals denunziatorisch schrieb: „Die drei jungen Herren haben ihr Schifflein im Roten Meer festgemacht." Inzwischen war Genosse Max Burghard zu uns gestoßen: Als KZ-Häftling und Kulturpolitiker von Rang kam man schlecht umhin, ihn schließlich zum Intendanten des Kölner Funkhauses zu berufen.

Das ging eine Zeitlang ganz gut. Wir machten antifaschistisch-demokratische Politik. Die Beteiligung an Sendungen hielten wir „ausgewogen". Genosse Hermann Zilles, damals 1. Sekretär der KPD/Mittelrhein, hatte zwar sein Mißtrauen gegen den „adeligen politischen Leiter aus alter Kölner Familie und nun im englischen Sold" noch nicht ganz abgebaut. Aber unsere Arbeit überzeugte ihn schließlich. Wir kommentierten, diskutierten, fertigten Features: „Die Bodenreform", „Der General", „Der Tod des Führers", „Im Hürtgenwald" (das war das Schlachtfeld zwischen Aachen und Köln gewesen), „Christentum und Sozialismus" und über andere Themen aus antifaschistisch-demokratischer Sicht. Die uns eigentlich verbotene Übertragung vom Besuch Wilhelm Piecks und Walter Ulbrichts in der britischen Zone wurde uns auch nicht gar zu übelgenommen.

Als freie oder gelegentliche Mitarbeiter gewannen wir interessante Leute. Natürlich war im „schwarzen" Köln „der Proporz" zu wahren: Stärkste Partei im Sendebereich war die CDU. Wir fanden in Bergisch-Gladbach den CDU-Politiker Dr. Elfes. Er hatte Lehren gezogen aus der Geschichte und verfolgte eine wahrhaft christliche, demokratische, soziale Politik. Er vertrat sie gemeinsam mit Sozialisten und Kommunisten, oft gegen Angehörige seiner eigenen Partei und aufs übelste angefeindet und verleumdet. Er und Gesinnungsgenossen von ihm waren für uns im Kölner Rundfunk die Vertreter der CDU. Ihr Bezirksvorsitzender Dr. Adenauer, hat – außer in den Wahlzeiten – unser Funkhaus nicht betreten.

Gleiches galt für Dr. Kurt Schumacher, SPD, der von Hannover aus im NWDR (Hamburg) ein- und ausging. Im NWDR (Köln) konnten wir das Ruhrgebiet im Äther von diesem Kommunistenfresser und Einheitsfeind bewahren. Dafür erinnere ich mich gern des sozialdemokratischen Genossen Brunner, der oft unser Gast war, im Bundestag mehrfach mit Genossen Heinz Renner gemeinsame Positionen vertrat, später leider tödlich verunglückte.

Auch gelang es uns, dem amerikanisch kontrollierten Frankfurter Rundfunk den katholischen Antifaschisten Eugen Kogon abspenstig zu machen. Er las aus seinem Manuskript „Der SS-Staat", der ersten akribischen Darstellung von Organisation, Methoden und Funktion der Konzentrationslager, deren Häftling er jahrelang war. Leider war ihm entgangen, daß er sein Leben der illegalen kommunistischen Lagerleitung verdankte, die ihn vor tödlicher Schwerarbeit und Selektion schützte. In seinem sonst sachlichen Bericht wurde er dieser Rolle der Kommunisten im Lager nicht gerecht. Später hielten sich sein Antikommunismus die Waage mit seinem bürgerlichen Humanismus, mit dem er die Adenauersche Spaltungspolitik, die Remilitarisierung, den NATO-Beitritt und die Atombewaffnung bekämpfte.

Im nahen Düsseldorf hatte sich damals ein kleines Kabarett gegründet, das erste im Sendebereich des Kölner Funks: „Das Kom(m)ödchen". Da das Ehepaar Lorentzen einen konsequenten antifaschistischen, antiklerikalen Kurs verfolgte, war es bald gezielten, üblen Anfeindungen ausgesetzt und finanziell gefährdet. Über vernünftige Leute in der Verwaltung der Stadt Köln, mit Hilfe meines britischen Kontrolloffiziers und sozialdemokratischer Mitarbeiter der Düsseldorfer Landesverwaltung konnte ich erreichen, daß einige Subventionszahlungen die Kleinbühne über Tief und Pleite hinwegretteten und das „Düsseldorfer Kom(m)ödchen" als ernst zu nehmendes, bürgerlich-sozialkritisches Kabarett erhalten blieb.

Ich muß nicht hervorheben, daß die kurzzeitige Berufung Wolfgang Langhoffs zum Intendanten der Düsseldorfer Bühnen zu einer kontinuierlichen Bereicherung des Programms „unseres" Kölner Rundfunks wurde.

Der Vorabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages Neues Leben

Im nächsten Heft:

Das Plädoyer des Staatsanwalts

Foto: privat

18

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

ZEUGENVERNEHMUNG

Das Bild täuscht: Nu in einer Reihe. Ihre T

(Die USA müßten sich darauf orientieren), „den Prozeß der Teilung ... zu seiner logischen Vollendung zu bringen und zu versuchen, die westlichen Zonen Deutschlands durch eine Abschottung gegenüber östlicher Einflußnahme zu retten und sie in die internationale Struktur Westeuropas und nicht in ein vereinigtes Deutschland einzubauen".

George F. Kennan, Leiter des politischen Planungsstabs im US-Außenministerium, Februar 1946

„Es ist möglich – und wir unsererseits streben danach – ..., zwei definitiv unterschiedliche Staaten zu schaffen."

Frankreichs Außenminister Georges Bidault zur „deutschen Frage", März 1947

„Es ist jetzt klar, daß die Teilung Deutschlands in der einen oder anderen Weise, auf alle Fälle aber in einer keineswegs provisorischen Weise, von London und Washington als angenommen betrachtet werden kann."

The Times, London, 7. November 1947

Der Puffer und der Rest

ur die Mützen lagen im Alliierten Kontrollrat für Deutschland noch
Träger gingen getrennte Wege – drei wollten die deutsche Teilung.

Er als Franzose – hat General Pierre Koenig im Sommer 1948 gesagt – würde sich immer für das ganze Frankreich entscheiden, niemals für irgendein West-Frankreich. Er als Militärgouverneur der französischen Besatzungszone, und natürlich nicht nur er allein, hat eben das den Deutschen zugemutet. Man lese die nebenstehenden Zitate, und man beachte die Daten. Mit Äußerungen dieser Art ließen sich ganze Zeitungsseiten füllen.

De Gaulle hatte schon im Sommer 1946 kategorisch erklärt: „Es ist die Aufgabe Frankreichs zu verhindern, daß Deutschland wieder ein zentralisierter Einheitsstaat, kurz: das ‚Reich', wird." Als die Sowjetunion im April 1947 eine Volksabstimmung über die deutsche Einheit vorschlug, lehnten die Westmächte rundweg ab. Englands Außenminister Bevin befand, man könne „diese Entscheidung nicht... dem deutschen Volk überlassen". Auch General Marshall, der amerikanische Außenminister, bezweifelte, „daß das deutsche Volk imstande ist, sich in dieser Frage vernünftig zu verhalten". Die berühmte freie Selbstbestimmung ist, wie man sieht, eine Entdeckung späterer Tage.

Was aber war nach Ansicht der Herren Bevin und Marshall vernünftig? Die „New York Herald Tribune" wußte es schon wenige Wochen nach Kriegsende: „Sie wollen das jetzt zerschlagene Deutschland als künftigen Puffer gegen die zu mächtige Sowjetunion stärken." Ordinärer Antisowjetismus also. Da war die deutsche Spaltung vorprogrammiert.

Bereits im Frühjahr 1948 animierte der britische Militärgouverneur westdeutsche Landtagsabgeordnete, einen Teilstaat zu gründen. „Der Rest", prophezeite General Robertson, „wird früher oder später folgen." Der Rest: das waren wir. Unterdessen unterhält die Regierung Ihrer Majestät bekanntlich zwei Botschaften auf deutschem Boden, eine in Bonn und eine in Berlin.

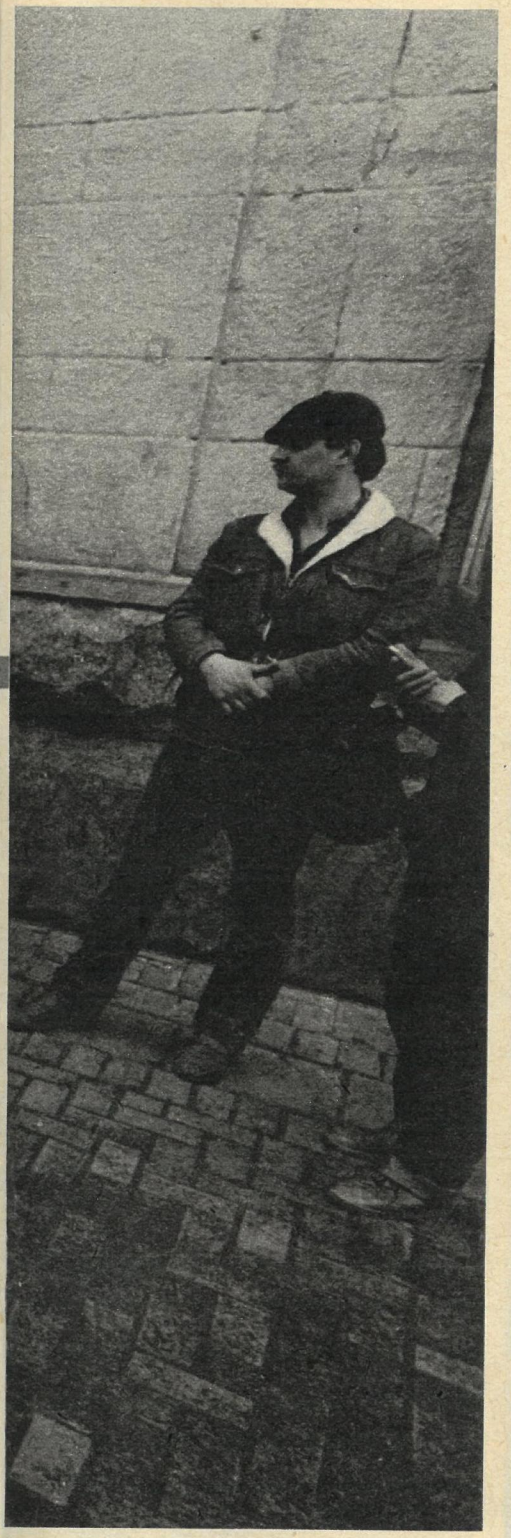
Übrigens schrieb kürzlich, im vierzigsten Jahr beider deutscher Staaten, ein bekannter amerikanischer Publizist in einer bundesdeutschen Wochenzeitung: „In Europa zeichnen sich Veränderungen ab... Nur steht dem immer noch der Umstand entgegen, daß die führenden Politiker des Westens die zentrale Frage nicht anpacken wollen, nämlich was dabei aus den beiden deutschen Staaten werden soll. Weder West noch Ost wollen die Wiedervereinigung... Es ist an der Zeit, dies offen auszusprechen."

Jürgen Jessel

Foto: Bildarchiv/Berliner Verlag

Krach und Wonne

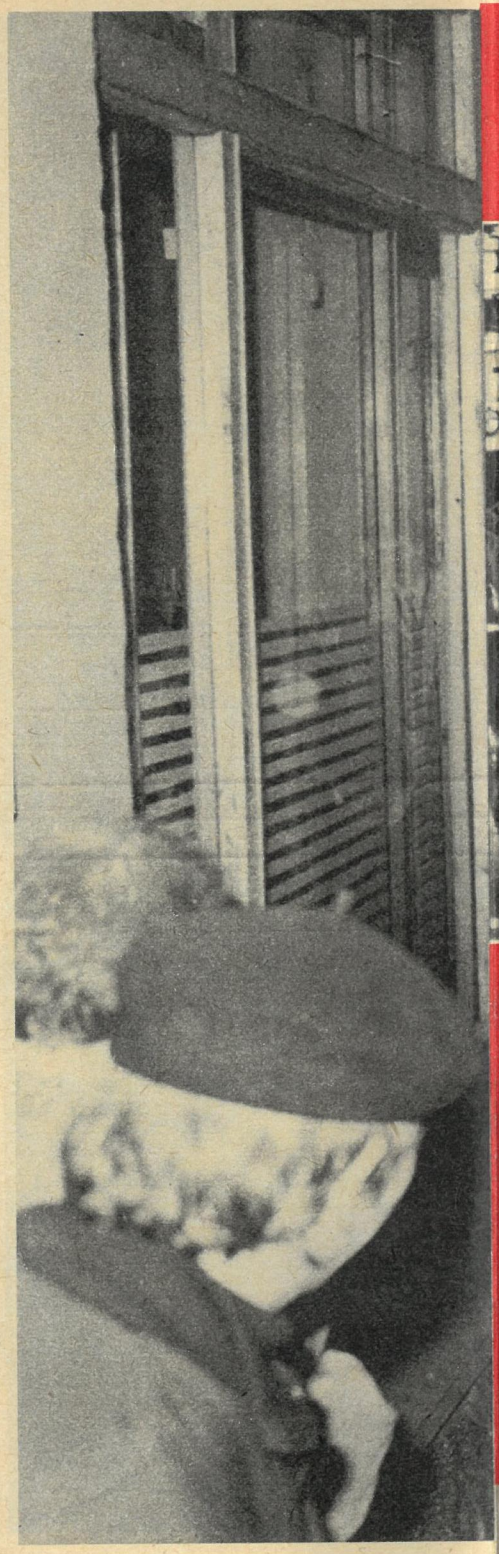
Einen Tag auf Moskaus erstem Bummel-Boulevard erlebten Peter Meißner (Fotos) und Ursula Weil (Text)

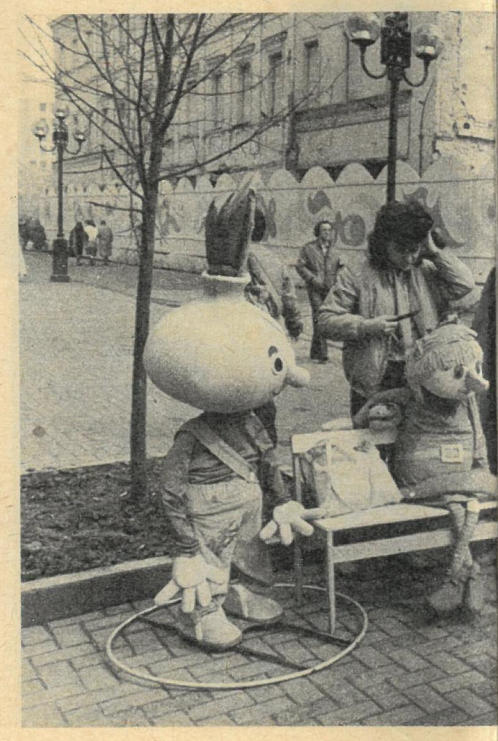


„Herrlich“ schwärmen die einen, „unrussisch“ schimpfen andere, alle strömen sie zum neuen alten Arbat. Wer es genauer wissen will, kann auf buntbemalter Bretterwand lesen, wie die zweite Etappe der Rekonstruktion des ganzen historischen, einst prunkvollen Viertels* vonstatten gehen soll, sie reicht vorerst bis ins Jahr 2000. Schlendern, schauen oder schockiert sein, solcher Genuß ist heutig. Einen Kilometer lang, zwischen Smolensker und Arbatplatz, unweit der Betonriesen des Kalininprospekts, Krach und Wonne, Kitsch und Kunst – bloß am Morgen bleibt uns Muße, die schönen Fassaden der schon restaurierten Häuser zu betrachten: rosa, türkis, sandgelb, grün. Goldene Gitterchen, zierliche Türmchen, Stuck und Stein im Stil von einst. Daß es drinnen den meisten Wohnungen noch an Komfort mangelt, macht nicht nur den Stadtvätern Sorgen. Läden gibt es aller Art: Antiquitäten, Bücher, Souvenirs, Stoffe, Pelz, Posamenten, Schneiderei, Uhrmacherwerkstatt, Fischgeschäft und Videosalon. In der pompösen Marmorhalle eines Juwelierladens wird Modeschmuck angeboten. Hochbetrieb herrscht in den nichtstaatlichen hübschen Freiluftcafés – mit duftend frischem Kuchen, Coca Cola ist „in“, kein Kwaß – und bei der kooperativen Schaschlykbraterei, deren Holzkohlenfeuerrauch alle umliegenden Fenster zu Geschlossenheit zwingt. Gefallen tut es also nicht allen. Je mehr der Tag sich neigt, desto bunter, bizarrer, lauter geht es zu, Musiker betreten die Szene. Glenn-Miller-Sound und Folklore, Saxophon gegen Akkordeon,

* Arbat zwischen 1830 und 1840 auf einem Aquarell von W. N. Netschajew, links

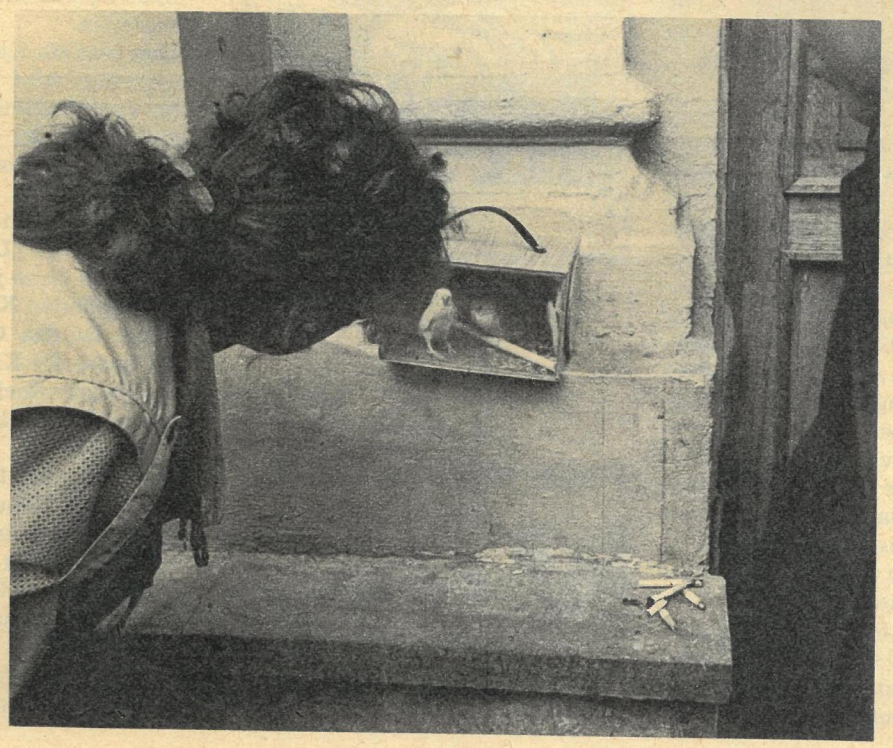
☆ Straßenbekanntschaft





vor dem altehrwürdigen Wachtangow-Theater wird getanzt. Man ziert sich nicht, diskutiert, rezitiert – Dichterworte oder Selbstverfaßtes –, redet über Gott und die Welt oder verkauft karikierte Politikerköpfe, nackte Busen aus Gips gibt's, Geschäft ist das keins. Die Bildergalerien unter freiem Himmel bieten da Besseres, unter anderem auch Kunst. Modern wie traditionell gemalte Blumen, Landschaften, Früchte, Akte, Abstraktes auch. Meist greifen Touristen da ins Portemonnaie, ich nehme mir einen „kleinen Vorfrühling im russischen Dorf" als Erinnerung mit. Nebenan haben zwei Frauen etwas Größeres mit Rahmen erstanden, ein wenig geniert tragen sie den Schatz davon. Liedersänger – leider verstehen wir nicht den Text – finden viel Publikum, und die Porträtmaler können über zu wenige Kunden nicht klagen. Profis, Studenten, Dilettanten sind wenige darunter. Die „Sitzung" dauert bis zu einer halben Stunde, Frauen wie Männer – auch Peter erliegt dem Reiz – lassen sich mittels Kohle und weichem Wischpinsel auf weißen Karton konterfeien. Verblüffende Ähnlichkeit für fünf bis zehn Rubel! Erst spät, wenn schon die weißen Kugellampen leuchten, werden die leichten Staffeleien zusammengeklappt. Mitternacht. Miliz macht die Runde ...

Geliebt und verdammt – versprochen ist ein Boulevard des Handels, der Literatur, vielfältiger Kultur –, der neue alte Arbat sucht sein unverwechselbares Gesicht.



Zweifelhafte, unechte, untergeschobene Schriften nennt man Apokryphen. Der slowakische Schriftsteller Peter Karvaš (geboren 1920) verfaßt solche „Fälschungen". Die kleinen satirischen Meisterwerke lassen weder Gestalten der griechischen Mythologie noch der Bibel, weder historische Figuren noch berühmte Erfinder und Entdecker oder Helden der Weltliteratur ungeschoren. Sisyphos und Noah, Perikles, Marco Polo und Edison, Wilhelm Tell und Othello zeigen sich von einer ganz neuen Seite. Karvaš' „Apokryphen" – aus denen wir vorab zwei drucken – erscheinen im Aufbau-Verlag in der Übersetzung von Gustav Just.

Illustrationen von Tatjana Neljubina

Peter Karvaš

Nero

Wehe! Welch ein unsägliches Mißverständnis! Welch ein tragischer Irrtum! O kapitolinischer Jupiter, Gott meiner Ahnen, und du schaust dir das schweigend an und regst keinen allmächtigen Finger?
Diesen denkwürdigen Satz, meinen letzten, den ich nicht beendet habe, weil die Spitze eines kurzen Legionärsschwerts bis zu meinem Herzen drang – „Welch einen Künstler verliert die Welt in mir!" – diesen Aufschrei zum Abschied habe ich aus tiefster Seele aufrichtig gemeint, ohne Pose und Überspanntheit, ohne Selbstliebe und Prahlsucht!
Dieser Seufzer, über den sich gleich darauf und noch Jahrhunderte danach Geschichtsschreiber und Belletristen lustig gemacht haben, der zum Gegenstand von Satire und Persiflage und zum Beweis meiner Nichtigkeit geworden ist, dieses Bekenntnis enthielt mehr Wahrheit, als ich sie mein ganzes Leben lang ausgesprochen hatte.
Ich begreife schon, daß ich als Schreckensherrscher und Wüstling, als zügelloser Genußmensch und Narr in die Geschichte eingegangen bin, als degenerierter letzter Sproß der berüchtigten Julier-Claudier-Dynastie. Als talentloser Dichter, Musiker, Rezitator, Schauspieler, Kunstreiter und Wettkämpfer, mit einem Wort als schwachsinniger Dilettant. Als unfähiger Wirtschafter, unfähiger princeps, unfähiger Gott! Aber bei der helmbewehrten Minerva, war es wirklich so, wie all diese Pedanten behaupten, die krankhaft nach dem Privileg gieren, Menschen und Taten zu verewigen, vom Schlage eines Suetonius und Tacitus?
Natürlich bin ich durch Intrigen und Morde an die Macht gekommen. Wie denn sonst? Ich war schon ein erwachsener Mann und ahnte nicht, daß man auch auf andere Weise an die Macht gelangen kann. Alle meine Vorgänger sind auf diesem natürlichen Wege auf den Thron gestiegen und haben ihn auf dem gleichen Wege auch wieder verlassen. Meine Mutter Agrippina Augusta hat kaltblütig und mit Grandezza meinen Oheim, den Kaiser Claudius, vergiftet, damit ich seinen Platz einnehmen konnte. Meine Prätorianergarde hat dann auf meinen Befehl Agrippina ermordet, damit sie endlich aufhörte, sich in einem fort in meine Regentschaft einzumischen. Auch meine langweilige und wenig anziehende rechtmäßige Gattin Octavia habe ich umbringen lassen, um mich endlich auch öffentlich mit der schönen, süßen und schwindelerregenden Poppea verbinden zu können – war das kein ausreichender Grund?
Und so weiter und so fort. Na und? Wie sonst hätte ich das bewerkstelligen sollen? Warten, bis alle an den Pocken sterben und aus mir ein sklerotischer Greis geworden ist, unfähig zu Genuß und Freude?
Und es stimmt auch, daß ich schmählich Kriege verloren habe, in Grusien und Armenien und anderswo, daß ich eine Dresche nach der anderen von den Parthern bezogen habe, daß ich alle Weile einen Aufstand am Halse hatte, einmal in Judäa unter Johannes aus Gischala, ein andermal in Gallien unter Vindex, und es stimmt auch, daß mich am Ende meine eigenen Legionen absetzten, als sie in Hispania den Galba zum Kaiser ausriefen und gegen Rom zogen, wie es der Brauch war.
Na und? Wie anders hätten sie das tun sollen, wie anders hätte das alles enden sollen? Das hing nicht mit meiner göttlichen Person zusammen, sondern mit dem machtpolitischen Zustand des Imperiums – es nahte einfach unaufhaltsam sein Ende. Die moderne Historiographie, in der nicht der Ehrgeiz entscheidend ist, wird das dereinst begreifen.
Aber was sie – dreimal wehe! – nie begreifen wird und worüber mich die Verzweiflung packt, ist die einzige Sache, an der mir je gelegen war, der ich mein Leben geweiht hatte.
Man hielt mich für einen ambitionösen, nach Lorbeer gierenden, aber sich ohne jede Talentgabe abstrampelnden Künstler.
Dabei ist das Gegenteil der Fall: Ich haßte die Kunst, verachtete sie aus tiefster Seele – und wurde gegen meinen Willen ein Meister!

Ich liebte das Leben! Ach, lebenspendende Venus, wie habe ich es geliebt! Ich bemühte mich stets, es in vollen Zügen zu genießen, es bis auf den letzten Grund auszukosten, wie meine wunderbare, junge, mit heller Flamme lodernde und die Ewigkeit verachtende Tante Messalina, die wie niemand sonst der Welt die Warnung erteilte, daß wir nur einmal leben!
Deshalb schuf ich zwischen Palatin und Aesquilin das Paradies auf Erden, den Goldenen Palast und den Bereich, in dem sich alle menschlichen Sehnsüchte erfüllten. Ich wollte, daß – zumindest innerhalb meiner bescheidenen und kurzzeitigen Möglichkeiten, die mir der Rang eines Gottes gewährte – das Leben lebenswert sei.
Deshalb konnte ich die Kunst nicht verwerfen, diese blasse und blutlose Nachahmung des Lebens, sein mattes, grinsendes Spiegelbild, seine bewußte Verfälschung. Was waren die stammelnden Liebesgedichte meiner Verseschmiede gegen die unbändige Leidenschaft auf Poppeas Lager? Was waren die kunstvoll gedrechselten Theaterstücke unserer Laureaten gegen das blutige Drama, das sich im Zirkus abspielte, wenn mich die Todesbereiten grüßten? Was waren die pathetischen und sentimentalen Ergüsse meiner lorbeerbekränzten Schauspieler gegen die inbrünstigen Gebete der alten Christen angesichts der ausgehungerten nubischen Löwen oder gegen das angstvolle Wehklagen der milchhäutigen christlichen Jungfrauen, die ich den Haifischen in Marmorbassins vorwerfen ließ…? Das war das Leben, das gefährliche, stürmische und schäumende Leben – was war die Kunst gegen dieses Leben…

Aber niemand hat mich verstanden, niemand. Ich nahm zu dem Letzten Zuflucht. Ich arbeitete ein noch nie gesehenes Repertoire von Parodien auf Lyrik, Epik und Melodramatik aus, auf alle Arten der Schauspielerei, des Tanzes und der Sangeskunst. Ich trat vor den erlesensten Kennern auf und spielte so falsch auf der Leier, daß die himmlischen Vögel tot auf das Carrara-Pflaster fielen.
Neun Tage lang erlaubte ich einer Feuersbrunst, Rom zu verwüsten, die Stadt, die ich unendlich liebte, zehn von vierzehn Bezirken lagen in Schutt und Asche, und diese hinreißende Explosion der Wirklichkeit, diese größte Tragödie aller Zeiten konfrontierte ich mit den faden Reimereien über den Untergang von Troja, das vielleicht nie existiert hat, um die Nichtigkeit, die Leere und Ohnmacht der Kunst gegenüber dem hinreißenden Wirbel des Lebens zu beweisen – vergeblich!
Dem todbringenden Erdbeben, welches das Land heimsuchte, stellte ich absichtlich einige seit ihrer Entstehung an Durchfall zugrundegehende Hexameter gegenüber – vergeblich! Ich zog sogar nach Griechenland, der Wiege der Künste, nahm mit meinen Pasquills an den Olympischen und Isthmischen Wettbewerben teil… Nichts. Nichts!
Es fand sich kein einziger Ehrenmann, kein Weiser, kein einziger

mit Geschmack, der ausgerufen hätte: Aber das ist doch unter aller Sau! Wie ist denn so was möglich, und wir schweigen dazu, das ist doch keine Kunst, sondern Scharlatanerie, eine Schamlosigkeit! Eine einzige Feldblume, eine einzige betaute Mädchenbrust, eine einzige Pinie im Abendwind ist doch hundertmal schöner als alle seine beschriebenen Papyrusse zusammen! Ein einziger Schluck Samoswein, ein einziger Liebeskampf im wohltuenden Schoß einer Ehebrecherin, der Zweikampf zwischen Dreizack und Schwert ist tausendmal erregender und mitreißender als die unfruchtbaren Tragödien, gemeißelten Statuen und erstarrten Vasenmalereien! Die Kunst ist nichts, gar nichts gegenüber dem Leben! Vielleicht... vielleicht war mein alter, guter Seneca eine Ausnahme...? Vielleicht hat er begriffen...? Vermutlich. Wahrscheinlich. Er erkannte, daß ich mich über die Welt lustig machte. Daß ich mit ihr meinen grausigen kaiserlichen Spaß trieb, daß ich mich in Wirklichkeit ohne eigene Schuld zum Künstler hochgearbeitet hatte: meine Parodien waren so vollkommen, daß die Leute dachten, es sei eine verbrecherisch schlechte Kunst, und daß sie erschreckt kuschten, denn ich war der Tätigkeit nach Despot und dem Rang nach ein Gott.

Ich weiß, man erzählt, ich hätte Seneca, meinen erleuchteten Lehrer und Verfasser all meiner staatsmännischen Reden (und es gibt wahrlich Politiker, deren Reden von schlechteren Autoren verfaßt werden) zum Selbstmord getrieben. Aber weit gefehlt. Er nahm sich das Leben, weil er als einziger die Überflüssigkeit der Kunst im Vergleich mit dem Leben erkannt hatte. Meine Beweise hatten auch seinem Leben den Sinn genommen. Oder – bei der allherrschenden Juno – dachte er genau umgekehrt und nahm sich das Leben, weil er nicht die Möglichkeit hatte, das laut auszusprechen...? Ich schätze, heute ist das egal.
So viel steht fest: ein lebenswertes Leben kostet viel Geld. Deshalb konfiszierten meine Verwalter ständig irgendwo etwas, trieben den oder jenen in den Tod, damit ich ihn beerbte, und mordeten und stahlen, wo es nur ging.
Für die Kunst hingegen – da genügt ein Klumpen feuchten Tons, ein grobes Stück Marmor, ein Federkiel und eine Rolle Papyrus, der schlanke Körper einer Tänzerin, eine satte menschliche Stimme... Schließlich hab' ich es selber ausprobiert: dies alles und noch etwas – ein Funke oder was – und viel harte Arbeit. Die Leute haben davon in der Regel keine Ahnung.
Aber, ihr römischen Götter, meine Gefährten in der Unsterblichkeit, ich sterbe hier – wann und wer wird das den Menschen offenbaren?

Peter Karvaš

Hamlet und Ophelia

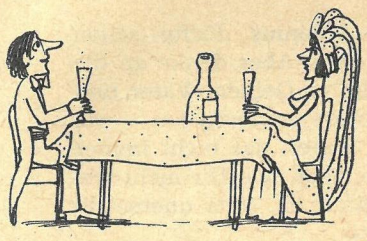
An Amleth,
König von Seeland,
Helsingör
Lieber Amleth,
die Verspätung, mit welcher mein treuer Schreiber diesen Brief schreibt, wird durch mein noch treueres Asthma verursacht, das immer schlechter diese verwünschte naßkalte Jahreszeit sowie die riesigen Säle unseres ehrwürdigen Sitzes in Nyjkjöbing verträgt. Manchmal sehne ich mich schrecklich nach den sonnigen romantischen Morgen auf den Zinnen von Helsingör, und überhaupt trage ich mich mit den Gedanken, ob ich nicht für ein paar Tage wohin zur Erholung fahren sollte, aber ich habe hier immer so viel zu tun! Unlängst haben wir einen neuen dreiteiligen Altar in der Klosterkapelle errichtet, und es gab unliebsame Scherereien mit den Holzschnitzern und Vergoldern, die uns in der törichten Meinung; sie hätten es nur mit dummen Weibern zu tun, betrügen wollten. Dann bekamen wir eine Menge Novizinnen, die noch nicht der weltlichen Eitelkeiten entwöhnt sind, stell Dir vor, eine von ihnen hat sich sogar Blumen ins Haar geflochten, hast Du sowas schon gesehen? Unsere Streitigkeiten und Mißhelligkeiten mit der Kartause in Prästö setzen sich ins Unendliche fort, wir haben Schwierigkeiten mit der Feuerung für den Winter usw. Mit einem Wort, meine Anwesenheit ist unbedingt vonnöten.
Im großen und ganzen lebt es sich hier nicht schlecht (ich habe auch tüchtig zugenommen), und ich bin froh, daß ich Dir gefolgt bin, als Du mir zum Klosterleben rietest. In den letzten Jahren widerfährt es mir allerdings immer häufiger, daß meine Gedanken mitten im Gebet zu Dir irren, in unsere gemeinsame Kindheit und Jugend. Du gütiger Gott, wie lange ist das schon her! Erinnerst Du Dich, wie ich in den Bach gefallen bin und fast ertrunken wäre...? Weißt Du noch, wie Du Dich mit meinem Bruder Laertes geschlagen hast, weil Du mich im Schloßgarten küssen wolltest, und er ertappte uns dabei und glaubte es den Eltern sagen zu müssen?

Du würdest mir mit einigen Zeilen über Dich große Freude bereiten. Bedauerst Du nicht manchmal, daß Du die wissenschaftliche Karriere aufgegeben und nach Deinem Vater die Krone übernommen hast? Beneidest Du nicht ein bißchen den Horatio, der Universitätsprofessor und Doktor der Wissenschaften geworden ist? Neulich hat er mir sein neues Buch geschickt, mit Widmung, etwas über Logik oder sowas, ich verstehe es nicht.
Wie geht es Dir gesundheitlich? Trainierst Du noch das Fechten mit Laertes? Beim Würfelspiel sieh Dich vor, er schummelt gern, das ist diese französische Angewohnheit, die sich in Paris an ihn geheftet hat – ich weiß, Du mit Deiner soliden Wittenberger Erziehung wirst meinen Bruder Luftikus niemals ganz verstehen, aber ich bitte Dich, verzeih es ihm, einen besseren Minister des Äußeren kriegst Du heute in ganz Seeland nicht. Wie geht es meinem Vater? Hast Du Geduld mit ihm? Ich glaube, der liebe Polonius dürfte schon sehr senil sein. Aber denke an die Dienste, die er Deinem Vater und Frau Gertrude erwiesen hat – wie Du weißt, waren das nicht immer untadelige, aber, wie Dir nicht weniger bekannt ist, stets unersetzliche Dienste.
Und was macht Onkel Fengo? Nennt man ihn immer noch Claudius? (Ich konnte mir nie erklären, warum eigentlich.) Belästigt er noch die Mägde und denkt sich phantastische Histörchen über Schlangen aus? Er ist mir von all Deinen geschätzten Verwandten am wenigsten ans Herz gewachsen. Manchmal denke ich, ihn gelüstete es nach der Krone, Gott verzeih mir. Wärst Du nicht beizeiten heimgekehrt, hätte er vielleicht was gegen Dich angezettelt. In Nyjkjöbing erzählt man, uns drohe ein Krieg mit Fortinbras, und die Norweger würden an der Grenze Truppen zusammenziehen. Aber das erzählt man schon seit dreißig Jahren. Ich habe auch gehört, daß Fortinbras einen erfolglosen Feldzug nach Europa unternommen hat; nie habe ich von einem solchen Lande gehört, das muß furchtbar weit sein, falls es überhaupt existiert.
Um es nicht zu vergessen, teurer Amleth, nimm es mir nicht übel, wenn ich Dich an die Versprechungen erinnere, die Du mir schriftlich im vorigen Sommer gegeben hast, daß Du mir nämlich hundert Taler in Gold und zwanzig fette Rinder schicken wirst, damit ich damit unsere verfallende Klosterwirtschaft ein bißchen aufbessern kann. Die Ernte war schlecht, die Speicher werden bald leer sein, und vor allem wurmt mich entsetzlich, wenn die Äbtissin des Klosters zu Prästö auf uns herabschaut, diese ehrgeizige, überhebliche und sittenlose Person (sie soll was mit ihrem Burgkaplan haben). Verzeih also Deiner alten Freundin, teurer Amleth, gedenke des schriftlichen Versprechens (dessen Original ich mit Liebe und Dank aufbewahre), und schicke Boten und Viehtreiber, die uns finanziell ein bißchen sanieren, damit wir auch fernerhin Gott dem Allmächtigen in Demut dienen können und Selbiger mit einem gnädigen Auge auf unser wunderschönes Seeland herabblickt, insbesondere auf Dein Helsingör. Ich grüße Dich aus ganzem Herzen und umarme Dich schwesterlich.

Deine Ophelia
Äbtissin des Klosters
zu Nyjkjöbing
im Monat November
des Jahres des Herrn 987

Fortsetzung auf Seite 41

Sollte man nicht die Kunst entdecken können, die Liebe der



Nekrassow, Moskau

2

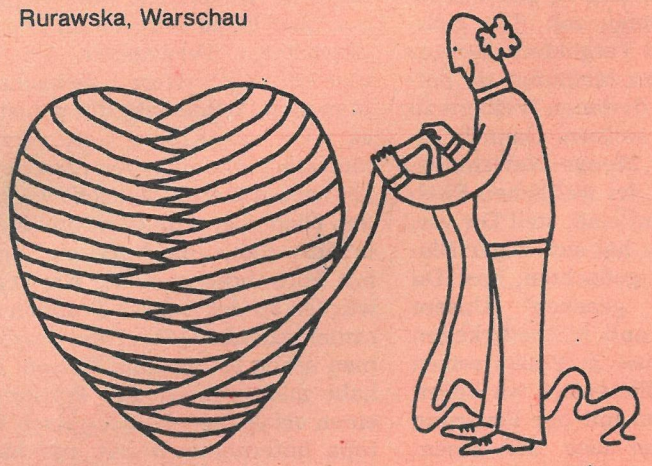
Wochenspruch

Kette sich wer kann.

Goha wollte heiraten. Er ließ einen Baumeister kommen und beauftragte ihn, ein Haus zu bauen und die Holzdielung oben an der Decke anzubringen und die Decke unten auf dem Fußboden. Erstaunt fragte der Baumeister nach dem Grund des seltsamen Auftrages. Und Goha antwortete ihm: „Dort, wo eine Frau das erste Mal eintritt, kehrt sie gewöhnlich das Unterste zuoberst. Nach der Hochzeit legt sich das."

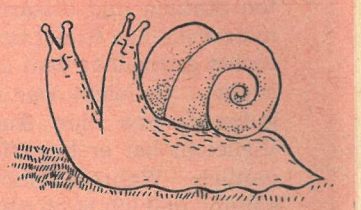
arabisch

Rurawska, Warschau



Dem Wartenden schwillt das Herz vor Ungeduld.

Daniel, Prag



Lebensgemeinschaftsschneck (mit beschränkter Haftung) von Schlegel

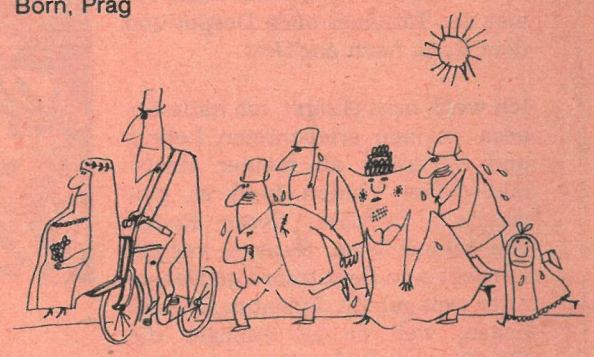
Nur große Männer kann man wie Kinder behandeln. George B. Shaw

Steger

„Selbstverständlich werde ich dir jeden Wunsch von den Augen ablesen, aber ich sehe keinen."

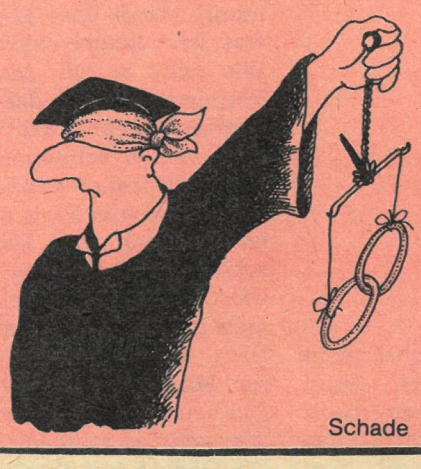
Kasanewski, Kiew

Born, Prag



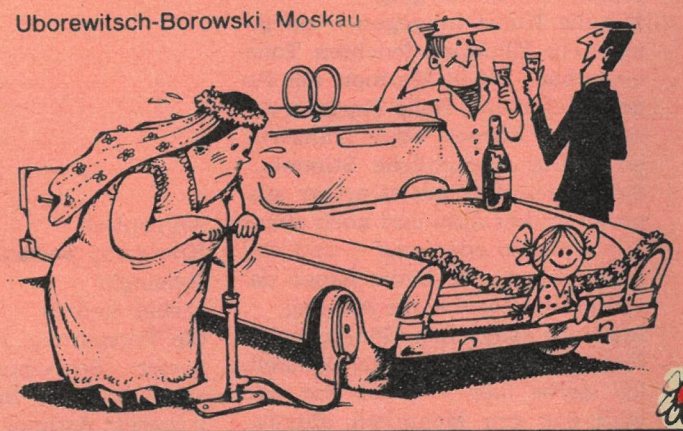
Nekrassow

Wird von zehn Ehen eine geschieden, spricht man von der einen. Was stimmt, ist nicht der Rede wert.
H. D. Schütt



Schade

Uborewitsch-Borowski, Moskau



In der Ehe muß man einen unaufhörlichen

eigenen Frau zu gewinnen? La Bruyère

Heiratsannonce: Spruch sucht Widerspruch. Peter Tille

Heiratsannonce

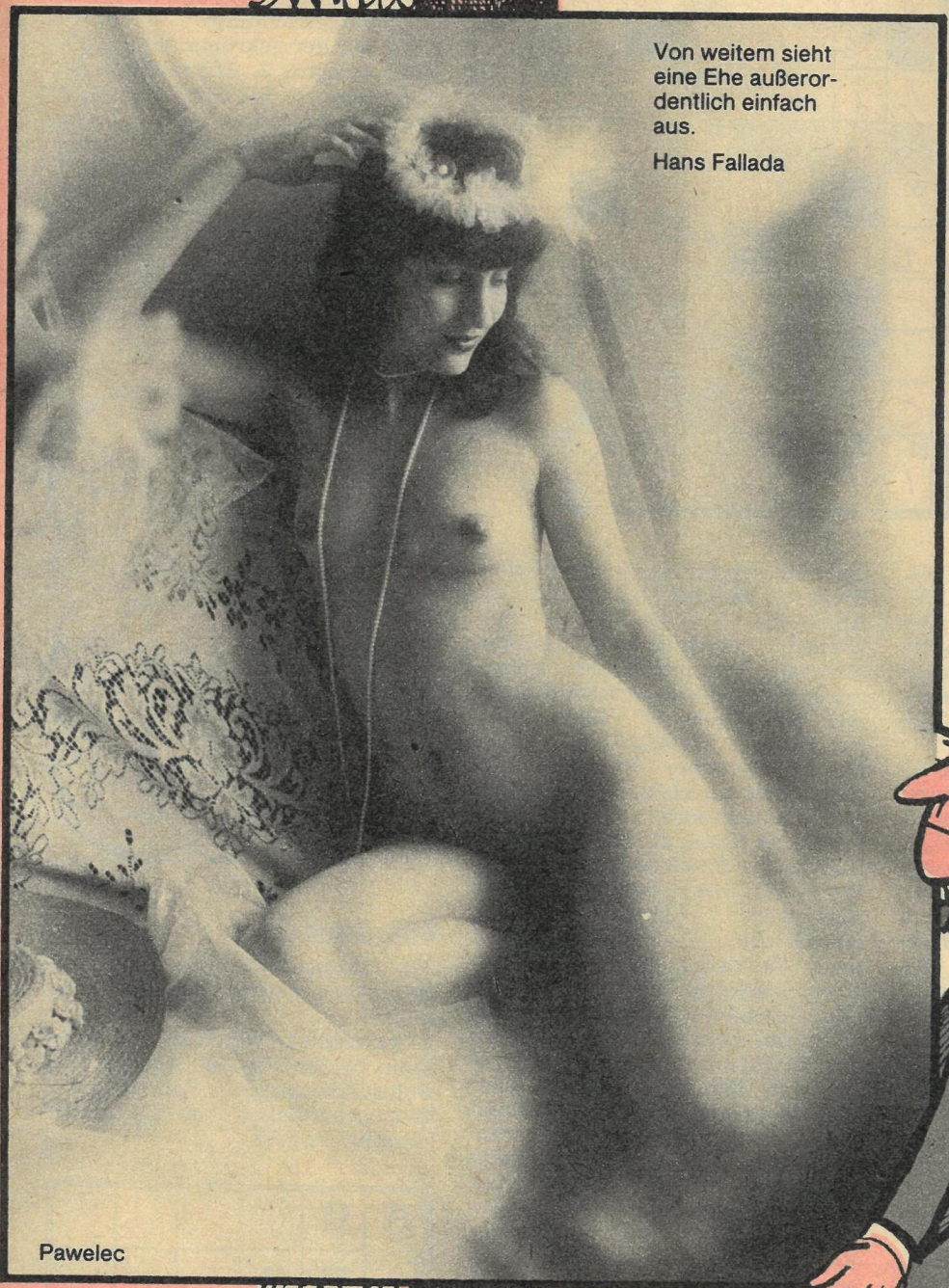
Man liebt die Kunst
und zarte Töne,
zeigt Sinn für
alles Edle, Schöne,
hat Intellekt
und sieht gut aus,
geht auf für Auto,
Garten, Haus,
reist gern
und weit, liebt
Tanz und Sport,
na, und so weiter
und so fort.
Der Mensch ist gut,
und überhaupt…
Wenn man
den Annoncen glaubt!

Günter Gregor

Ich fürchte nichts mehr als die Schmeicheleien einer Frau. Der Fuchs stutzt vor einem unerwarteten Leckerbissen und vermutet richtig die versteckte Falle.
Jean Paul

Jo Schulz **Über Untertöne**

Ihre Sehnsucht: HOCHZEITSGLOCKEN
ist vor einem Ton erschrocken,
der in seiner Stimme war: FRESSDICHDANNMIT-
HAUTUNDHAAR



Von weitem sieht eine Ehe außerordentlich einfach aus.

Hans Fallada

Pawelec

So ein Mädchenherz ist wie ein Teekessel, soll es zum erstenmal heiß werden und sieden, muß es eine große Flamme, ein großes Licht haben; und wenn es einmal gekocht hat, dann kocht es bei jedem kleinen Spiritusflämmchen.
M. G. Saphir

Peter Sofroniev

Der Kandidat

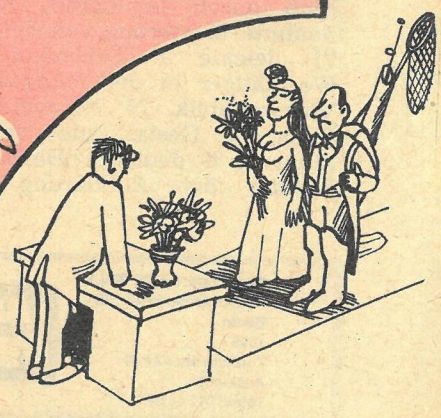
Unser Wohnblock ist in gewisser Hinsicht etwas Besonderes. In dem Sinne, daß meine Nachbarn allesamt besondere, hochgebildete Leute sind. Links ist Butrakov – Kandidat der ökonomischen Wissenschaften. Rechts wohnt Pamfirski – Kandidat der Kunstwissenschaft. Unter mir ist die Wohnung von Makozev – Kandidat der Geschichtswissenschaften. Die Wohnung über mir bewohnt Drandarov – Kandidat der medizinischen Wissenschaften.
In solch einer Umgebung von angesehenen Leuten bekam ich, Einkäufer der Wirtschaftsvereinigung „Obst und Gemüse", langsam Minderwertigkeitskomplexe. Um mein ohnehin angeknackstes Selbstbewußtsein nicht ganz und gar zu verlieren, suchte und fand ich gestern einen Ausweg. Ich entfernte mein altes Namensschild von der Tür und ersetzte es durch ein neues, worauf ich mit großer Sorgfalt schrieb:
GRUDIMIR ZELEW
Kandidat der Tochter
des Herrn Butrakov
Ich weiß, die Tochter des Herrn Butrakov hat viele Kandidaten – alles Kandidaten irgendwelcher Wissenschaften. Aber auch die anderen Nachbarn haben unverheiratete Töchter. Dann werde ich eben der Kandidat einer anderen.

Aus dem Bulgarischen von Penka Hildebrand

Die Kunst der Frau besteht darin, den Mann zu wählen, der sie wählt. Graham Greene

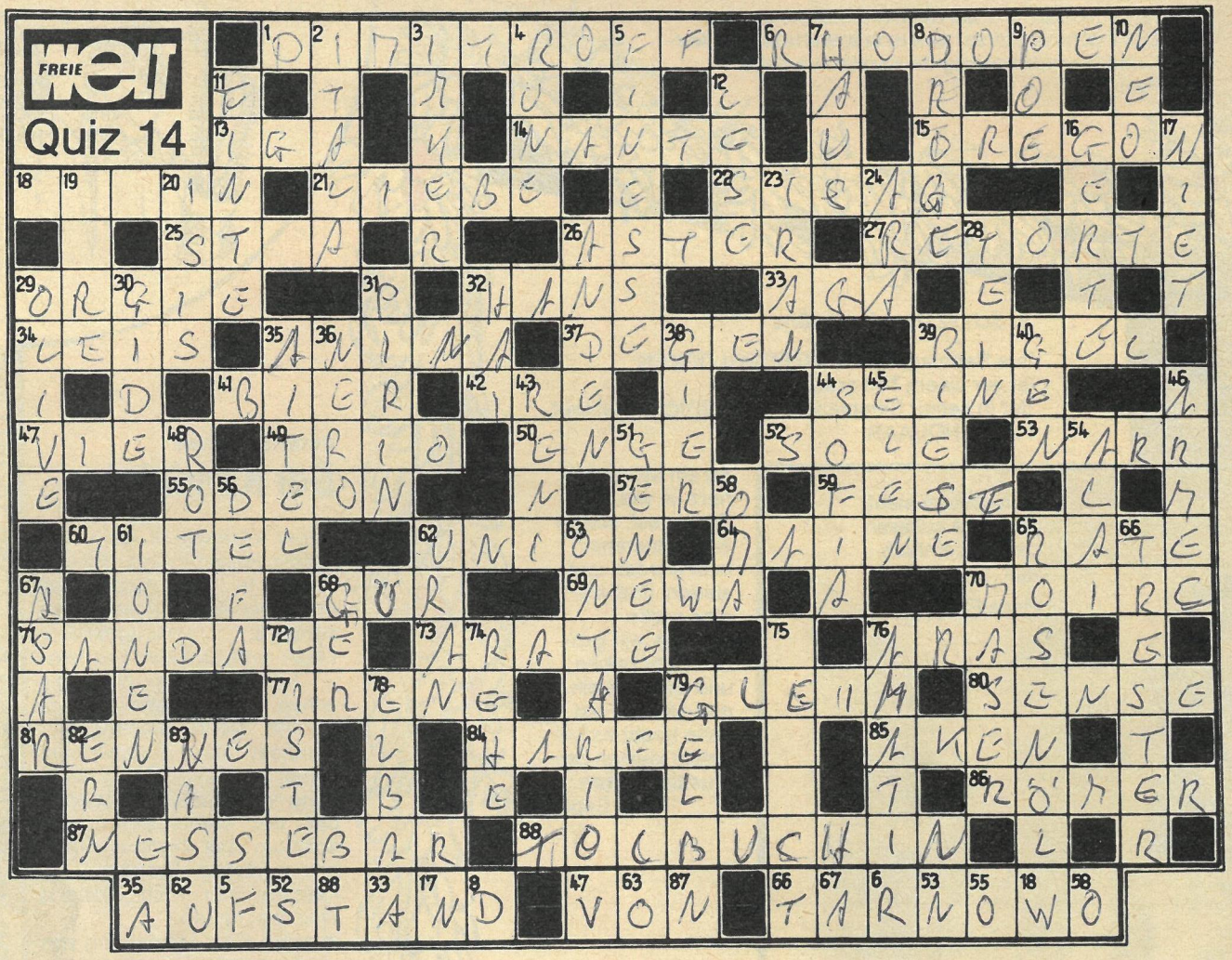
Bettgeflüster
Man muß mild sein gegen einen jungen Mann.
H. Ch. Andersen

Der Klügste heiratet seine letzte Frau gleich zuerst.
H. D. Schütt



Myrtentinktur,
gemixt von Karin Kopp,
Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

Kampf gegen ein Ungeheuer führen, das alles verschlingt: die Gewohnheit. Honoré de Balzac



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Führer der bulgarischen und internationalen Arbeiterbewegung (gest. 1949), 6. Gebirge im Süden Bulgariens, 13. Ausstellung in Erfurt, 14. Altberliner Original, 15. Bundesstaat der USA, 18. Bezirksstadt im Nordwesten Bulgariens (a. d. Donau), 21. tiefe Zuneigung, 22. Hafenstadt in Mexiko, 25. altgriechische Philosophenschule, 26. Sommer- und Herbstblume, 27. Gefäß zur Destillation, 29. Ausschweifung, wüstes Gelage, 32. Männername, 33. Stadt in Oberitalien (a. d. Adige), 34. mittelalterliches Volkslied, 35. Stadt in Rumänien (Banat), 37. Fechtwaffe, 39. Hauptstern im Sternbild Orion, 41. alkoholhaltiges Getränk, 42. Nordwesteuropäer, 44. Fluß durch Paris, 47. Ziffer, 49. Musikstück für drei Instrumente, 50. schmaler Durchlaß, 52. Kochsalzlösung, 53. Possenreißer, 55. Musikhalle im alten Griechenland, 57. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 59. Feier, 60. Rang-, Dienstbezeichnung, 62. Bündnis, Vereinigung, 64. Bundesstaat der USA, 65. Teilzahlungsbetrag, 68. feinkörniges Sediment, 69. Fluß durch Leningrad, 70. geflammte Musterung von Fellarten, 71. leichte Fußbekleidung, 73. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 76. Nebenfluß der Kura, 77. Gestalt aus der Oper „Rienzi", 79. deutscher Dichter und Lyriker der Aufklärung (gest. 1803), 80. manuelles Mahdgerät, 81. Stadt im Westen Frankreichs, 84. Zupfinstrument, 85. Stadt an der Elbe (Bezirk Halle), 86. bauchiges Kelchglas für Wein, 87. Badeort in Bulgarien (am Schwarzen Meer), 88. Bezirksstadt im Nordosten Bulgariens.

Senkrecht: 2. älteste lateinische Bibelübersetzung, 3. Bienenzüchter, 4. germanisches Schriftzeichen, 5. Feinheit, Schlauheit, 7. Bauwerk, 8. zweiwertige Alkohole, 9. US-amerikanischer Dichter und Literaturkritiker (gest. 1849), 10. griech.: neu, 11. Vorwand, Täuschung, 12. Weinernte, 16. Rute, Zweiglein, 17. Metallbolzen (veraltet), 19. ungarischer Männername, 20. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 23. Landschaft in Vorderasien, 24. Papagei, 26. Hochgebirge in Südamerika, 28. Koffein im Tee, 29. Frucht des Ölbaums, 30. französischer Schriftsteller (gest. 1951), Autor des Romans „Die Falschmünzer", 31. Hochgebirge im Südwesten Bulgariens, 32. Meeresraubfisch, 35. Karpfenfisch, Döbel, 36. altrömischer Kaiser, 38. Raffsucht, 39. Märchengestalt, 40. Träger der Erbanlagen, 43. italienischer Maler (gest. 1642), 44. Hauptstadt in Europa, 45. Elch, 46. Gesamtheit der Streitkräfte eines Staates, 48. Grundfarbe, 51. Komponist der Operette „Nanon", 54. Gebirge in Kirgisien, 56. Filmbetrieb der DDR, 58. Großmutter, 61. elektrisch geladene Masseteilchen, 62. chemisches Element, radioaktives Metall, 63. Apfelsorte, 65. aus wohlriechenden Blumen gewonnener Parfümbestandteil, Exportprodukt Bulgariens, 66. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 67. kleiner Fluß zur Nordsee (Frankreich/Belgien), 68. germanischer Wurfspieß, 70. Zeichnung im Holz, 72. Verzeichnis, Zusammenstellung, 74. Hufkrankheit (Vet.), 75. Landschaft im Südwesten Frankreichs, die einer Weinsorte ihren Namen gibt, 76. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 78. Insel im Mittelmeer, 79. Farbe, 82. Hausflur, 83. Bergbaustadt in Jugoslawien.

Die Geschichte Bulgariens reicht bis in das Altertum zurück, in dem das heutige bulgarische Staatsgebiet von Thrakern besiedelt war. Im Kampf gegen Byzanz entstand im Jahre 681 das erste Bulgarenreich, das 1018 zerfiel. Das zweite Bulgarenreich wurde 1185 gegründet. Eingeleitet wurde die Reichsgründung durch ein historisches Ereignis, das sich als Lösung unseres heutigen Quiz ergibt.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 14 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 2. August 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 17/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

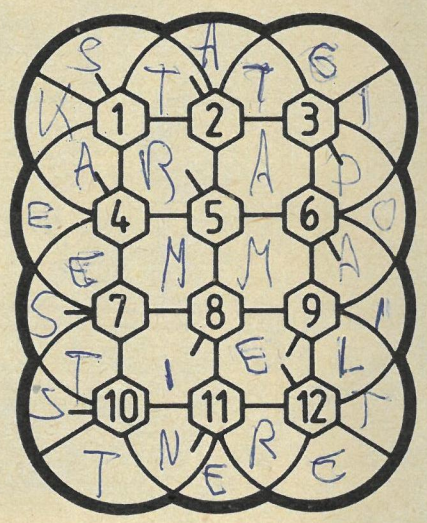
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Wörter in Kreisen

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen jeweils im gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien (seem.), 2. Angehöriger der Turkvölker in der Sowjetunion, 3. Speichereinrichtung für Dokumente und Belege, 4. militärische Streitmacht, 5. Widder (Mundart), 6. brasilianischer Romancier (geb. 1912), 7. Angehöriger verwandter Völkergruppen in Vorderasien und Nordafrika, 8. Biene, 9. Glasfluß, Schmelz, 10. kleiner Lachsfisch, 11. inneres Organ, 12. in der Statistik ein Elternteil.



Füllrätsel

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzusetzen:

1. getrocknete Weinbeere, 2. heiße Zone beiderseits des Äquators, 3. wohlschmeckender Speisepilz, 4. leidenschaftlicher Jäger, 5. Stierkämpfer zu Fuß.

1	R	O	S			
2		R	O			
3			R	O		
4				R	O	
5					R	O

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

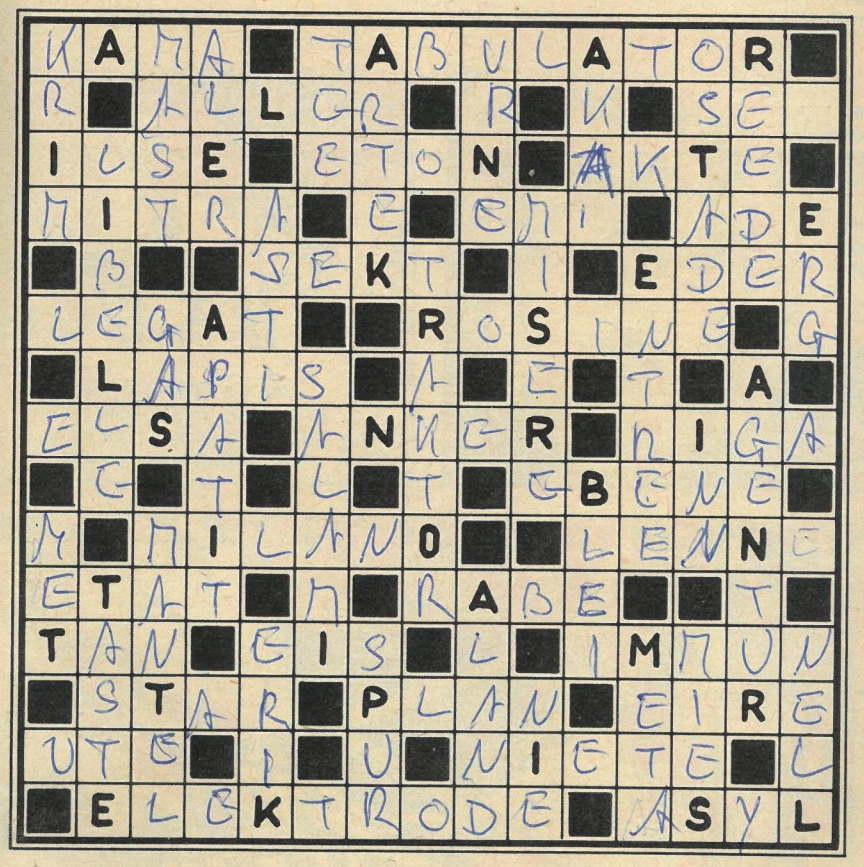
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. deutscher Schriftsteller (gest. 1957), 2. Fütterungsverfahren, 3. Fluß zur Nordsee (BRD), 4. Schaumwein, 5. Greifvogel, 6. Jammer, Not, 7. unempfindlich (Med.), 8. Klavierteil, 9. Ankerplatz vor dem Hafen, 10. Ätzstein, 11. Stadt in Italien (Landesspr.), 12. Nebenfluß der Donau, 13. Zufluchtsort, 14. Kolonnensteller an Schreibmaschinen, 15. Blutgefäß, 16. Fehllos, 17. Hauptstadt einer SSR, 18. Kleidungsstück, 19. Raubinsekt, 20. Zugmaschine, Schlepper, 21. Weinanbaustadt in Italien, 22. Flachland, 23. Nebenfluß der Wolga, 24. Vermächtnis, 25. Frauenname (Kurzf.), 26. Schiffszubehör, 27. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 28. Halbinsel im Schwarzen Meer, 29. Abschiedsgruß, 30. Kopfbedeckung hoher geistlicher Würdenträger, 31. Vorhaben, 32. Gewässer, 33. Sumpf, Moos (süddt.), 34. Geschäftsnebenstelle, 35. Ein- oder Austrittsstelle für elektrische Ladungen, 36. Schwermetall, 37. deutscher Gartengestalter (gest. 1866), 38. Fluß aus dem Harz, 39. Honigwein, 40. Verneinung, 41. Staatshaushalt, 42. getrocknete Weinbeere, 43. Schriftstück, 44. Staat in Nordwesteuropa (Landesspr.), 45. Singvogel, 46. Winkelfunktion (Kurzz.), 47. Karpfenfisch, 48. alte Einheit der Arbeit, 49. englische Schulstadt (westl. v. London), 50. Phosphatmineral, 51. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 52. Stimmzettelbehälter, 53. Nebenfluß der Kura, 54. holländischer Maler (gest. 1685), 55. Aufgußgetränk, 56. Gestalt aus „Lohengrin", 57. Fährte, 58. Dauerwurst, 59. Brennstoff, 60. Gefrorenes, 61. Standvogel, 62. zentrales sowjetisches Pionierlager, 63. Eintritt, Eingang, 64. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944).

Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils so ein Buchstabe vorzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Lein – Rand – Loge – Inge – Mega – Abel.
Bei richtiger Lösung ergeben die vorgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – den Titel einer Oper von Weber.

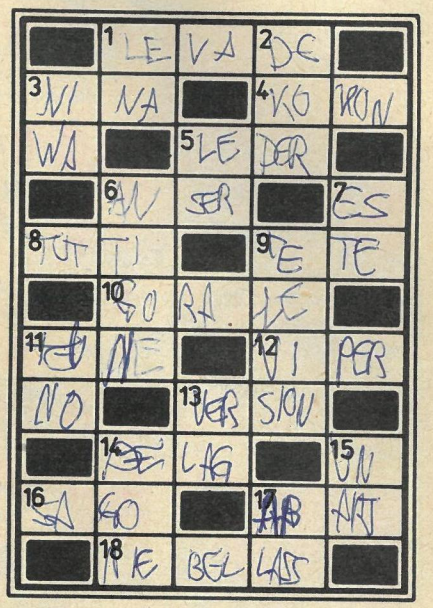
SCHACH

Jüngste der U 20

Bei den vorjährigen Junioren-Weltmeisterschaften in Australien siegten mit dem 15jährigen Franzosen Joël Lautier, der bereits Weltmeister der U 14 war, und der 16jährigen Alisa Galljamowa, die bisher jüngsten Welttitelträger der „Unterzwanzigjährigen". Hier eine Partie Alisas, die ebenfalls schon Schachkönigin war – der U 16.
KÖNIGSINDISCH, Galljamowa (UdSSR) – Arribas (Kuba), Adelaide '88:
1. d4 Sf6 2. g3 g6 3. Lg2 Lg7 4. e4 d6 5. Se2 0-0 6. 0-0 e5 7. h3 Sc6 8. Le3 Se8 9. Sbc3 f5 10. f4 ed 11. S:d4 fe 12. S:e4 S:d4 13. L:d4 De7 14. Te1 L:d4+ 15. D:d4 Dg7 16. D:g7+ S:g7 17. Sg5 c6 18. Tad1 d5 19. c4! dc 20. Lf1 h6 21. L:c4+ Kh8 22. Sf7+ Kh7 23. g4 Le6 24. T:e6 T:f7 25. T:c6 Te7 26. Tf6 Se8 27. Tf7+ T:f7 28. L:f7 Sf6 29. Tc1 Td8 30. Tc7 Td7 31. T:d7 S:d7 32. Kf2 Kg7 33. Ld5 b6 34. g5 hg 35. fg Kf8 36. Le4 Se5 37. Ke3 Ke7 38. Kf4 Ke6 39. h4 a5 40. b3 b5 41. a3 a4 42. ba ba 43. Lc2 Sc4 44. L:g6 S:a3 45. Ld3 1:0.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. das Sichaufrichten des Pferdes auf der Hinterhand, 3. russischer Frauenname, 4. Insektenlarven enthaltende Gespinsthülle, 5. gegerbte Tierhaut, 6. Gans (zool.), 8. das volle Orchester, 9. Truppenspitze (veraltet), 10. Angehöriger der polnischen Bergbevölkerung in den Beskiden und der Tatra, 11. fester Scheunenboden, 12. Giftschlange, 13. Fassung, Lesart, 14. eine Fläche bedeckende Schicht, 16. gekörntes Stärkemehl, 17. Variante, 18. Naturerscheinung (Oberbegriff).
Senkrecht: 1. Strom in Sibirien, 2. Datenentschlüsseler, 3. sowjetischer PKW-Typ, 5. Zeitungsbezieher, 6. Tochter des Ödipus (griech. Sage), 7. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 9. Fernsehen, 11. Titel des japanischen Kaisers, 13. Betrieb, der Druckerzeugnisse herausgibt, 14. Garten- und Zierpflanze, 15. Ungezogenheit, 17. Teilzahlung, Preissenkung.



Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle ein Buchstabe so einzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Aral – Argon – Lein – ESER – Rabe – Mate – Sigel.
Bei richtiger Lösung ergeben die neu eingefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – ein lyrisches Chorwerk.

Verbundenes

Wird eine Antriebsmaschine mit einem Kinderspielzeug verbunden, ist ein Kraftfahrzeug gefunden.

Auflösungen aus Heft 13/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Baikalsee (11), Halle (20), See (52), Lhasa (28), Akt (3), Ranke (42), sin (53), Erdball (17), Amur (5), Pro (41), Misere (35), Ballon (12), Roller (48), Tesla (59), Triel (62), Statut (55), Tomate (60), Ressel (45), Ire (24), Aare (1), Marsala (31), Mob (36), Ariel (7), Tee (57), Loren (29), Ede (15), Traps (61), Neuruppin (37).

Senkrecht: Balsam (13), Ikarus (22), Aras (6), Span (54), Ester (19), Herd (21), Luna (30), Esel (18), Abel (2), Klio (25), Iler (23), Robe (47), Mime (34), Real (44), Palette (40), Art (8), Lei (26), Nil (38), Tat (56), Sem (51), Ast (10), Rosa (49), Eder (16), Teil (58), Trio (63), Omar (39), Asse (9), Satrap (50), Leinen (27), Raten (43), Mast (32), Riga (46), Ales (4), Meru (33), Blau (14).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts unten: 1. Kuno, 2. Hirn, 3. Spinett, 4. Spass, 5. See, 7. Butt, 9. Steiger, 12. Rehe, 13. Erkel, 16. Epen, 17. Mark, 18. Mor.

Von der Zahl nach links unten: 2. Hub, 3. Sinus, 4. Sprotte, 5. Spin, 6. Kean, 8. ESER, 10. Stempel, 11. Term, 14. Thaer, 15. Ikon, 16. Eger, 19. Ern.

Vorsetzrätsel: (L)aster – (I)wein – (L)otto – (I)taler – (P)leite – (U)ecker –(T)rappe – Liliput.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Karate, 3. Nabel, 4. Tadel, 5. Genie, 6. Rebell, 8. Magen, 9. Basel, 10. Bolero, 11. Degen, 12. Melos, 13. Kater, 14. Leder, 16. Hagen, 17. Lasur, 18. Dekade.

Senkrecht: 1. Kabel, 2. Tetanie, 3. Nagel, 5. Gebell, 6. Regenbogen, 7. Insel, 9. Barometer, 11. Dekan, 13. Kader, 14. Legende, 17. Lade.

Magisches Quadrat: 1. Arles, 2. Raute, 3. Lumme, 4. Etmal, 5. Seele.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 11) aus Heft 11/1989

Waagerecht: 1. Pistole, 6. Brief, 9. Spinne, 13. Ende, 14. Abel, 15. Meinung, 16. Gasol, 17. Natron, 18. Tosca, 20. Aeta, 21. Lein, 23. Tadel, 26. Sole, 29. Kieme, 32. Gelee, 35. Ilse, 37. Diesel, 40. Trosse, 41. Lianen, 43. Lade, 46. Datei, 48. Kaul, 51. Kore, 52. Stokes, 54. Alse, 57. Treber, 59. Saar, 61. Taille, 64. Stoa, 66. Olaf, 68. Aitel, 71. Olga, 72. Tannat, 73. Lignin, 74. Steher, 77. Efeu, 79. Nadir, 82. Beste, 84. Adam, 87. Talmi, 89. Nase, 92. Aust, 94. Niete, 96. Osmium, 97. Bebel, 98. Sonntag, 100. Pes, 101. Imre, 102. Teer, 103. Orla, 104. Kresse, 105. Rilla, 106. Leitung.

Senkrecht: 2. Ire, 3. Tinte, 4. Lena, 5. Engels, 6. Begas, 7. Insel, 8. Fall, 9. Seni, 10. Planke, 11. Norne, 12. Ernte, 15. Material, 18. Tag, 19. Sol, 22. Ehe, 24. Dosis, 25. Liek, 27. Orakel, 28. Eder, 30. Illo, 31. Mode, 33. Eta, 34. ete, 36. Elle, 38. Ines, 39. Sosa, 42. Nora, 44. Akut, 45. Esel, 46. Dito, 47. Teig, 49. Aton, 50. Urania, 53. Training, 55. Lese, 56. Este, 58. Bote, 60. Algol, 62. Alge, 63. Last, 65. Tara, 67. Flut, 69. Ina, 70. Eni, 75. Tenuis, 76. Hus, 78. Fussel, 80. Dnepr, 81. Riesa, 82. Block, 83. Summe, 85. Dübel, 86. Malta, 88. Agnat, 90. Amme, 91. Eber, 93. Tore, 95. Tell, 99. Ahn.

Lösung: Petrarkismus

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Bodo Alder, Berlin, 1055
2. Preis:
75,– M B. Wunderlich, Oelsnitz, 9920
3. Preis:
50,– M Kurt Schlenstedt, Blankenhain, 5304
4.–8. Preis:
je 25,– M Gerlinde Sell, Jena, 6900; Edith Brothagen, Waren, 2060; Eckehard Haufe, Großröhrsdorf, 8512; Karl-Heinz Rudolf, Leipzig, 7033; Heinz König, Suhl, 6016.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

VI. DER UMZUG INS FORT

Hier auf der Inselkarte ist ein Blockhaus eingezeichnet, umgeben von einem Palisadenzaun. Wer sich dort verschanzt, kann den Angriff eines ganzen Regiments abwehren. Er braucht nur ein paar tüchtige Waffen, genügend Munition und Proviant. Der Bach hat Süßwasser, das jetzt an Bord zu Ende geht. Wir müssen ins Fort übersiedeln!

1

Ich bin Ihrer Meinung, Dr. Livesey. Beladet die Boote mit allem Nötigen. Ich halte die Halunken in Schach!

2

Da! Israel Hands macht sich am Geschütz zu schaffen! Er war Kanonier bei Flint! Mister Trelawney, Sie haben die sicherste Hand! Feuern Sie auf den Schützen!

3

A-A-A-A

4

BANG

5

6

Wuu

7

Einer der Piraten zündete die Lunte. Blitz und Donner! Wasser schlug ins Boot, es kenterte!

WUUUUUMMM

WRRRR

8

Kugeln klatschten, Pistolenschüsse krachten. Zum Glück erwischte es niemanden. Sie schleppten Waffen, Ausrüstungen und Proviantkästen an Land und brachten sich im nahen Fort in Sicherheit.

9

WUUUM

UUUM

Die Piraten kämpften verbissen. Sie wußten, daß eine Niederlage ihren sicheren Tod bedeutete, ein Sieg aber jeden von ihnen zu einem reichen Mann machen würde. Ihre Chancen: Die gut bewaffnete „Hispaniola" war in ihren Händen. Doch es gab keinen unter ihnen, der sie hätte führen können…

10

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Hamlet und Ophelia

Fortsetzung von Seite 35

An die Äbtissin Ophelia
Nyjkjöbing

Teure Ophelia,
empfange meinen innigen Dank für Deine lieben und aufrichtigen Zeilen. Sie wirkten auf mich wie ein Lichtstrahl in Finsternissen. Ich wollte Dir umgehend antworten, aber mich hielten ebenfalls sinnlose und fade Pflichten auf, wie sie mit meinem Amt verbunden sind. Man hat aus mir einen Bürokraten und Pedanten gemacht! Zuweilen spüre ich geradezu, wie mir unter der eisernen Krone Schwielen wachsen.

Das Regieren ist eine Last, Ophelia, und wenn ich das geahnt hätte, wäre ich nie aus Wittenberg zurückgekehrt, höchstens Deinetwegen. (Wenn Du nur nicht so eine unberechenbare Hysterikerin gewesen wärst! Nach den sanften und mütterlichen deutschen Mädchen wirktest Du auf mich jedesmal wie ein Nervenschock. Ich bin froh, daß Du jetzt ein ruhiges Leben führst. Wenigstens treibst Du niemanden zu unüberlegten Taten!)
Ich kann leider Gottes über mein Leben nicht mit viel Zufriedenheit sprechen. Langweilig ist es, Ophelia! Eine Langeweile, die einen wahnsinnig machen kann. Horatio, diesen trockenen Zwieback, beneide ich aus tiefstem Herzen, obzwar sein Buch überhaupt nichts taugt, er hat es mir auch geschickt, ich würde ein besseres schreiben, wenn ich nicht in einem fort regieren müßte
Stell Dir vor, unlängst versuchte ein gewisser Bernardo von der Burgwache mich zu überzeugen, daß auf den Zinnen ein Geist spukt. Ich brauchte eine Stunde, um ihm nachzuweisen, daß keine Geister existieren und nicht existieren können und daß das Aberglaube und Dunkelmännertum ist, aber ich glaube, er war auch nachher, als er mich verlassen hatte, nicht ganz überzeugt. Ich mußte ein paar Tropfen Belladonna nehmen (ich brauche leider immer häufiger Medikamente), so hat mich das erregt. Als wären wir Barbaren und lebten in der Urzeit!
Kurz vorher habe ich eine Truppe Schauspieler davongejagt, die man ohne mein Wissen auf die Burg geladen hatte. Was für ein Unsinn, Handlungen vorzuführen, die sich niemals abgespielt haben, und noch dazu in Versen! Mit einem von ihnen geriet ich sogar in einen wütenden Streit. Er behauptete, die Stückchen, die sie aufführten, könnten uns überleben. Ich ließ ihn auspeitschen, denn er wurde unverschämt. Er verstieg sich dazu, die Spielerei „verkürzte Chroniken der Zeit“ und „Spiegel der Natur“ zu nennen. Wie kann etwas, was nicht ist, dauerhafter sein als das, was ist!
Was diesen Fortinbras betrifft, so mach Dir keine Sorgen. Ich bin mit ihm zweimal insgeheim zusammengetroffen, wir haben einen Nichtangriffspakt geschlossen. Er ist ein sympathischer Bursche und hat zu Hause genug Sorgen. Das Land, von dem uns wirklich Gefahr droht, ist Jütland.
Das ist übrigens auch eine der Ursachen dafür, teure Ophelia, daß ich Dir gegenwärtig nicht Gold und Vieh schicken kann. Vielleicht zu Beginn des Sommers. Aber damit Du Deine Kollegin in Prästö nicht zu beneiden brauchst, habe ich dem dortigen Kloster außerordentliche Abgaben und Steuern auferlegt. Sie werden bei trockenem Brot überwintern, darauf kannst Du Dich verlassen.
Was meine Verwandten betrifft, so danke ich für die Nachfrage, ihnen geht es leidlich, Mutter hält sich gut, und wenn sie sich ein bißchen zurechtmacht und anmalt, wirkt sie immer noch ansehnlich. Onkel Fengo sammelt unablässig etwas, vor kurzem hat er sich ein Herbarium angelegt, und Dein Vater hilft ihm dabei, obwohl er, glaube ich, schon ein bißchen spinnt (das Herbarium hat er zum Beispiel mit einer Autogrammsammlung verwechselt), aber ansonsten ist er lieb und nett.
Das wäre alles, ich eile zu einem Empfang zu Ehren des neuen englischen Gesandten. Bei der Antrittsaudienz hat er mir gesagt, in seinem Vaterland würde man sich sehr für Helsingör und mich interessieren. Das ist natürlich nur eine Höflichkeitsfloskel, der ich keinerlei Bedeutung beimesse. Du kennst ja die Diplomaten. Die Engländer haben nicht die geringste Ahnung, daß es mich überhaupt gibt.
Ich grüße Dich von Herzen, meine liebe Ophelia, und hoffe, Du läßt wieder von Dir hören. Wenn Du doch einmal Urlaub machen möchtest – auf Helsingör bist Du immer willkommen. Übrigens, geheiratet habe ich noch nicht, ich hatte nie Zeit dazu, und in meinem Alter kommt das offenbar auch nicht mehr in Betracht, dies nur nebenbei.
Sei nachsichtiger mit den Novizinnen!

Herzlich, Dein Amleth
König von Seeland
Helsingör, im Januar
des Jahres des Herrn 988

ANZEIGE

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer**
- **Werkstoffprüfer** und
- **Hoch- und Fachschulkader für die Produktion sowie Produktionsvorbereitung insbesondere für die Lösung von Aufgaben auf den Gebieten der Instandhaltung, Forschung und Entwicklung, Projektierung, Gütekontrolle und EDV.**

Wir gewähren:
– Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
– jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
– Jahresendprämie
– Montagegeld
– kostenloser Berufsverkehr
– kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
– Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
– umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
– vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz“ – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr
Freitag	7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck“ –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft“, Hagenwerder, 9805**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**

Reg.-Nr. 80/II/89

Truppen des Innenministeriums der UdSSR und verhaftete Banditen

Die Fakten hat die „Prawda“ mitgeteilt: Menschenjagd und Gemetzel im usbekischen Fergana-Tal, fast hundert Tote, über tausend Verletzte, siebenhundert ausgebrannte und ausgeraubte Häuser, Zehntausende Mescheten auf der Flucht oder evakuiert. „Eine entsetzliche Tragödie“, sagt der erste Parteisekretär des Fergana-Gebiets in einem Interview des Zentralorgans des ZK der KPdSU. „Eine Tragödie für die Mescheten und für die Usbeken.“ Ein religiöser Konflikt? Nationalistischer Haß? Kriminelles Rowdytum? Kam der Schrecken aus heiterem Himmel? Und was jetzt? „Ich muß bekennen“, sagt der Gebietssekretär, „daß uns die tragischen Ereignisse unvorbereitet getroffen haben.“

„Anfang der siebziger Jahre“, sagt Dr. Tscheschko, Mitarbeiter des Instituts für Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, „machten einige Forscher unsere Führung darauf aufmerksam, daß sich die Probleme stauen und jederzeit hervorbrechen können. Man hörte aber nicht auf sie.“

Manche behaupten, der Pogrom sei, zumindest an einigen Orten, unter der grünen Fahne des Islam und seinen Parolen losgebrochen. Andere zweifeln daran und fragen: warum dann ausgerechnet gegen die Minderheit der türkischen Mescheten, die von allen Bewohnern Usbekistans den Usbeken in Religion und Sprache am nächsten stehen? Die Usbeken sind Sunniten und die Mescheten sind Sunniten, und alles, was im Fergana-Tal geschehen ist, widerspricht den Geboten ihrer Religion.

Viele Geistliche sind auf die Straße gegangen und haben sich dem Pöbel entgegengestellt. Sie wurden ausgelacht, geschlagen, mit dem Tod bedroht. Wenn sie mahnten: „Fürchtet Allah!“, antworteten die wildgewordenen Totschläger: „Warum jemanden fürchten, den es nicht gibt?“

Was unterscheidet die Mescheten von den Usbeken, wenn nicht Religion und Sprache? Sie sind Fremde in Usbekistan. Auf Anweisung Stalins kamen sie 1944 aus ihrer Heimat im Süden Georgiens, wo sie seit Jahrhunderten saßen, nach Mittelasien – ein ganzes Volk unter dem Vorwurf der Spionage. Der Vorwurf ist vom Tisch, aber die Rückkehr, die sie anstreben, wurde ihnen bisher nicht gestattet. In Usbekistan siedeln die Mescheten in kompakten Gruppen, Mischehen schließen sie selten. Dr. Tscheschko weist noch auf einen anderen Aspekt hin: „Unter den Bürgern turkmeschetischer Herkunft gibt es zahlreiche hochqualifizierte Ärzte, Lehrer, Ingenieure, viele Industrie- und Verkehrsarbeiter. Nach den dortigen Begriffen sind das beinahe Traumberufe ... Zwischen ihnen und den Usbeken besteht eine scharfe Rivalität um Arbeitsstellen.“

Aber richtete sich denn der Angriff ausschließlich gegen die Mescheten? Keineswegs, sagt der Gebietssekretär: „Der Konflikt zwischen den Nationalitäten war nur ein Wandschirm, hinter dem sich alles abspielte.“ Es gab Angriffe auf Parteifunktionäre, auf Parteibüros und Milizstationen, es gab Versuche, Kriminelle aus Gefängnissen zu befreien und lebenswichtige Objekte,

Mescheten im Flüchtlingslager

Tragödie im Fergana-Tal

Suche nach den Gründen

Über 700 Häuser in Brand gesetzt und geplündert

wie Bahnhöfe und Industriebetriebe, zu besetzen. Vierzig Funkgeräte wurden beschlagnahmt, mit denen die Banditengruppen ihr Vorgehen koordinierten. Es gab also Leute, die die Exzesse geplant haben. Spontaner Zulauf kam vor allem aus der Jugend. Die Anstifter nutzten verbreitete Unzufriedenheit, schreiben übereinstimmend die sowjetischen Zeitungen: fanatische Nationalisten gegen die Mescheten, Antikommunisten gegen die Partei, Kriminelle gegen die Rechtsordnung, Anhänger eines panislamischen Staates gegen die Existenz der UdSSR.

Woher aber kommt die Unzufriedenheit? Aus sozialen Ursachen. Darin sind sich alle Beobachter einig. Von Arbeitslosigkeit hier und Mangel an Arbeitskräften dort ist die Rede, vom notleidenden Bildungs- und Gesundheitswesen, vom Widersinn der Monokultur Baumwolle (deren Anbaufläche inzwischen bereits um 10 000 Hektar verringert wurde), von Verstößen gegen die Gesetzlichkeit, von Vetternwirtschaft und Korruption. Der Gebietssekretär nennt die Dinge beim Namen: „Zehntausende Jugendliche finden im Fergana-Tal jahrelang keine Arbeit und keine normalen Wohnbedingungen ... Nehmen Sie die hohe Kindersterblichkeit und die hohen Krankenziffern der Erwachsenen bei Infektionskrankheiten hinzu. Dann das niedrige Niveau des Verbrauchs an Grundnahrungsmitteln. Beispielsweise wird im Fergana-Tal nur halb soviel Fleisch gegessen wie im übrigen Usbekistan, das im Fleischverbrauch ohnehin auf einem der letzten Plätze im ganzen Land rangiert.

In den letzten Jahren konnte unser fruchtbares Gebiet sich nicht einmal selbst mit Obst und Gemüse versorgen – ein Resultat der Jagd nach hoher Baumwollproduktion. ... Wir sind daran gewöhnt, mit ‚den Massen' zu arbeiten, nicht aber mit den lebendigen, konkreten Menschen ... Was muß, was kann man tun? Es geschieht bereits einiges. Der Gebietssekretär zählt auf: „Wir verwirklichen ein Millionenprogramm zur Einführung ökologisch sauberer Technologie. Wir haben begonnen, intensiv Wohnungen und Straßen zu bauen. In diesem Frühling sind so viele neue Obstgärten und Weinberge angelegt worden, wie in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren nicht." Dies alles schon vor den Ausschreitungen. Ferner beschloß das Politbüro der KPdSU, neue Betriebe mit zusätzlichen 100 000 Arbeitsplätzen zu schaffen.

„Wenn man jedoch von der Notwendigkeit unverzüglichen Handelns spricht", sagte Michail Gorbatschow in seiner jüngsten Rede im sowjetischen Fernsehen, „darf man die Arbeit nicht auf Notmaßnahmen, auf Feuerlöschen reduzieren. Wir müssen uns, Genossen, mit allem gründlich auseinandersetzen und einen Komplex von Maßnahmen zur Gesundung der Beziehungen zwischen den Nationen einleiten und die Ursachen beseitigen, die den entstandenen Komplikationen zugrunde liegen."

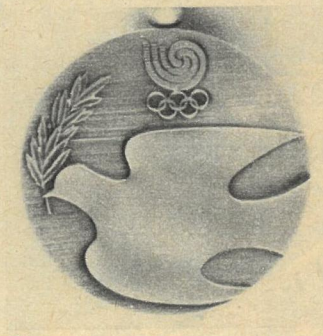
Nach Berichten der „Prawda", der „Literaturnaja Gaseta" und der „Nowaja Wremja" (Moskau)

Fotos: Utaberkow/APN.

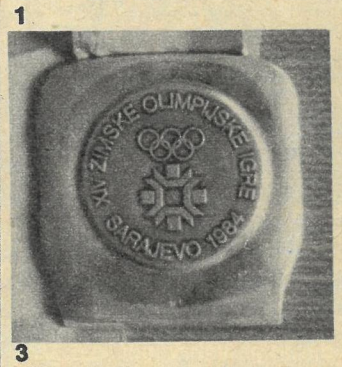
Olympischer Lorbeer

Olympische Sommer- und Winterspiele sind die glanzvollsten und wichtigsten internationalen Sportereignisse. Deren Medaillen gelten in der Weltöffentlichkeit als höchste und ehrenvollste Auszeichnungen, die ein Sportler erringen kann. Für den Sammler ist es ein absolutes Raritätengebiet. Ist es schon schwierig, eine Erinnerungsmedaille zu bekommen, so wird man nur in ganz seltenen Ausnahmefällen in den Besitz einer Siegesmedaille gelangen. Das ist verständlich, bedenkt man, mit welch außerordentlichen physischen und psychischen Anstrengungen es verbunden ist, sie zu erringen. Leider gibt es zu diesem interessanten Gebiet bisher kaum Veröffentlichungen. Für die Sommer- und Winterspiele gelten gleichermaßen folgende Bestimmungen: Das Internationale Olympische Komitee (IOC) verleiht an Sportler, die die Plätze eins bis drei belegen, Medaillen, die einen Durchmesser von mindestens 60 mm sowie eine Dicke von 3 mm aufzuweisen haben und auf denen die jeweilige Sportart verzeichnet sein muß. Sie sind abnehmbar an einer Kette oder einem Band befestigt, bestehen für den ersten und zweiten Platz aus Silber mit einem Mindestfeingehalt von 925/1000 und für den dritten aus Bronze. Die Goldmedaille ist mit mindestens 6 Gramm Feingold überzogen. Die Medaillen der Sommerspiele sind rund und haben seit 15 Olympiaden das gleiche Bildmotiv. Bis 1928 änderten sich ihre Vorder- und Rückseiten jedesmal. Doch dann erfreute sich die zu den Spielen 1928 in Amsterdam nach den Entwürfen des Italieners Guiseppe Cassioli hergestellte Medaille so großer Beliebtheit, daß die Vorderseite bis heute fast unverändert beibehalten wurde. Geändert wird jeweils die Zahl der Olympiade, die Olympiastadt und die Jahreszahl. Die Rückseite kann seit 1972 vom jeweiligen Organisationskomitee selbständig gestaltet werden. Der Avers der Olympiamedaille von Sòul 1988 (Abb. 1) zeigt

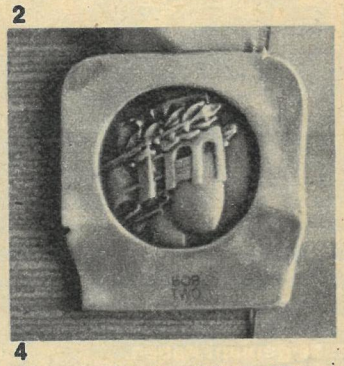
1



2



3



4

die griechische Göttin Nike, die als Auszeichnung für den Sieger einen Lorbeerkranz über ihren Kopf hält. Rechts unten sind Säulen des Kolosseums von Rom zu sehen. Das Revers (Abb. 2) zeigt als Symbol des Friedens eine Taube mit einem Zweig. Oben befindet sich das offizielle Olympiaemblem von Sòul. Für die Medaillen der Winterspiele sieht das Regelwerk des IOC als Sonderklausel vor, daß sie sich von denen der Sommerspiele unterscheiden müssen. Sie weisen neben der runden auch andere Formen auf und ergeben durch ständig neue Bildmotive eine interessante Vielfalt an Darstellungen. So ist die Olympiamedaille von Sarajevo viereckig. Ihre Vorderseite zeigt neben der Umschrift in serbokroatisch das offizielle Olympiaemblem von Sarajevo, die traditionellen Ringe und einen stilisierten Eiskristall (Abb. 3). Unten in der Mitte befindet sich mit dem Buchstaben „M“ das Signum des jugoslawischen Künstlers Nebosja Mitric. Auf der Rückseite sind verschiedene Wintersportarten in stilisierter Form dargestellt (Abb. 4). Unten ist die Sportart „Zweierbob“ verzeichnet.

Heinz Neumann

Naturmusterspiele

Unter dem Lösungswort „Waldbrettspiel“ (Quiz 10, FW 10/89) kann ich mir nichts vorstellen, aber das Rätsel ergab diesen Namen.

Ulla Schönherr, Senftenberg

Ob die Lösung richtig ist? Öfter gibt es Zweifel so wie dieses Mal, weil das Wort nicht recht in die Fauna paßt. *Erich Hoffmann, Brandenburg*

Schön wäre es, wenn die Redaktion ein Bild von diesem Schmetterling zeigen würde.

Otto Ronniger, Potsdam

Machen wir gern. Das Waldbrettspiel ist ein auffälliger Schmetterling aus der Familie der Augenfalter (Satyriden), auch Damenbrett oder Brettspielfalter (Melanargia galathea) genannt. Die kurzlebigen Tiere haben auf weißem oder weißlich-gelbem Grund eine schwarze Fleckenzeichnung. Von Juni bis August sieht man die Männchen im langsamen Flug ihre Weibchen aufsuchen, die häufig auf Blüten von Wiesenpflanzen sitzen.

Fernes Bergschorien

Mit großem Interesse verfolgen wir die Berichte aus den Regionen des Sowjetlandes, die nicht zu den Tourismusgebieten gehören („Abstecher ins Paradies“, FW 11/89). Beachtlich ist die Heimatverbundenheit der dort lebenden Menschen, entfernt von aller Zivilisation.

Christa Weiß, Zwickau

Wie alt im Durchschnitt?

Eine Frage zu den Bevölkerungsdaten der Volkszählung von 1989 („24,3 Millionen Sowjetbürger mehr“, FW 12/89): Wie hoch ist die Lebenserwartung in der UdSSR und wie hat sie sich über die Jahre hinaus verändert?

Herta Burmeister, Berlin
Auf dem Kongreß für Gerontologie und Geriatrie, der kürzlich in Tbilissi tagte, wurde von folgenden Zahlen ausgegangen: In der Sowjetunion sind gegenwärtig rund 60 Millionen Bürger im Rentenalter. 1941 waren lediglich vier Millionen Menschen älter als 60 Jahre. Die mittlere Lebenserwartung beträgt 69 Jahre. 1939 betrug der Anteil der über Sechzigjährigen 6,7 Prozent, 1959 schon 9,4 Prozent, 1970 bereits 11,8 und 1987 sogar 13,5 Prozent. Über allerneueste Zahlen wird die weitere Auswertung der Volkszählung von 1989 Auskunft geben. In seinem Bericht auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU sagte Michail Gorbatschow, daß in Zukunft die Sorge für die ältere Generation einen größeren Platz einnehmen müsse, denn in einem halben Jahrhundert hat sich die Sowjetunion von einem Land mit auffällig viel junger Bevölkerung in eines mit zunehmend älterer Bevölkerung verwandelt.

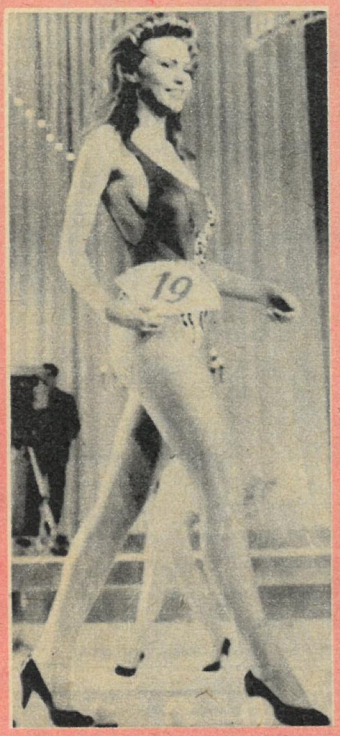
Gisela Reller

Die Miss im großen ganzen

Da Sie sich dem Thema „Miss-Wahl in der UdSSR“ gewidmet haben, sei mir gestattet, dazu eine kritische Bemerkung zu machen („Ein Kiss auf die Miss“, FW 12/89). Warum erscheint die „zauberhafte Julia“ bei Ihnen nur auf der Titelseite und nur mit ihrem sicher auch sehr attraktiven Gesicht? Die fünf „Fräulein Nummer“ helfen Ihnen nicht, im Gegenteil, danach vermißt man die Siegerin um so mehr.

Dr. Axel Popp, Potsdam

So ein Miß-Geschick! Hebt der Blick auf Julias volle 172 Zentimeter ihre Miß-Stimmung?



INTERNATIONALE SOLIDARITÄT
VDJ DDR

Wir sind dabei

Unsere Leser waren wiederum schneller als wir – bereits vor Veröffentlichung des ersten Aufrufs (FW 12/89) kamen die ersten Spenden für unsere Solidaritätsaktion am 25. August 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz.

Zwieback amüsiert sich

Wir freuen uns über gut erhaltene Bücher – zum Beispiel von Joachim Ringelnatz „Zwieback amüsiert sich“, köstliche und kuriose Begebenheiten mit gezeichneten Späßen des Autors. Außerdem über

- Handarbeiten, gehäkelt, geklöppelt, gestrickt oder geschneidert
- Souvenirs von überallher
- alte Ansichts- und Glückwunschkarten für die Raritätenecke
- Geldspenden

Liebe Leser!

Sie wissen, von allem wünschen wir uns noch mehr! Jeder 5. Spender erhält die Sonderausgabe FREIE WELT-Rätselheft. Unsere Adresse für Päckchen und Pakete lautet:
Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

Geldspenden erbitten wir auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122.

Bitte versehen Sie jede Sendung mit dem Vermerk:
FREIE WELT
Solidarität 1989

Dankeschön!

Unsere Spenderehrenliste wird eröffnet von folgenden Lesern:
Wolfgang Kuchenbecker, Ueckermünde; Katrin Stanislawski, Berlin; M. Rau, Dresden; Hannelore Bandlow, Berlin; Johanne Küther, Grünstädtel; Christine Nagel, Lübbenau; Alice Schellenberg, Kleinmachnow; Gertrud Zedtler, Meißen; Doris Gäbler, Liebenwalde; Detlef Mann, Passagierschiff „Arkona“, Warnemünde; Inge Eiring, Berlin; Gerhard und Helga Pohling, Dresden.

Steter Tropfen höhlt den Stein – deshalb wiederholen wir den Aufruf für die FREIE WELT-Fotoaktion „Subjektiv durchs Objektiv" (FW 12/89). Sie können an unserem Wettbewerb teilnehmen, wenn Sie Mitglied eines Fotozirkels sind. Gefragt ist Vielfalt der Motive: Arbeit, Freizeit, Erholung, Natur, Familie, Kinder, Völkerfreundschaft, Solidarität und was Ihnen sonst noch fotografierenswert erscheint. Die Aufnahmen sollten vom 1. Juli 1988 bis 31. Juli 1989 entstanden sein; es können Schwarzweißfotos, Farbdiapositive oder Farbpapierbilder sein mit folgenden Angaben: einige Informationen zum Motiv, Ort und Zeitpunkt des Entstehens, Name und Adresse des Fotozirkels und des Fotografen, evtl. Telefonnummer. In FREIE WELT 20/89, der Ausgabe zum 40. Jahrestag der DDR, stellen wir die Preisträger mit ihren Fotos vor. Der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft stiftete folgende Preise: 1 × 3000 M · 1 × 2000 M · 1 × 1000 M · 2 × 500 M · 10 × 300 M.
Unsere Anschrift: Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026.
Einsendeschluß: 31. Juli 1989 (Poststempel).

Preisfrage

Heft 14/89

Woher kommen die Namen der Neubaugebiete in Vilnius?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 17/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 2. August 1989. Auflösung von Heft 11/89: Die Frucht heißt Aguacate. Wir gratulieren Hans-Joachim Zimmermann, Querfurt.

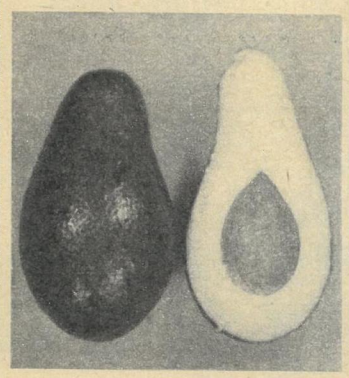
Weich wie Butter

Nun helft mir aber mal! Die Pflanze interessiert mich, aber ich finde sie in keinem Lexikon!
Rolf Frenzel, Dresden

Ich kann mir diese Frucht nicht vorstellen, sie muß sicher sehr fetthaltig sein.
Eleonore Metelmann, Rostock

Was ist das für eine Frucht? Könnt Ihr die Erklärung mit einem Bild nachholen?
Karin Klengler, Riesa

Es ist die Avocato- (auch Avocado) oder Alligatorbirne, die Steinfrucht eines acht bis zehn Meter hohen Baumes mit immergrünen, etwa 20 Zentimeter langen Blättern. Der walnußgroße Stein und die Schale sind nicht genießbar. Das gelbgrüne Fruchtfleisch ist butterweich und hat einen nußähnlichen Geschmack. Es ist reich an leicht verdaulichen Pflanzenfetten. Die Avocado enthält etwa 15 bis 30 Prozent Fett, 6 Prozent Kohlenhydrate, 3 Prozent Eiweiß, die Vitamine C, B_1 und B_2, Karotin (Provitamin A) sowie Kalzium und Eisen. Das in den Samen enthaltene Fett wird in der kosmetischen Industrie verwendet. Die Pflanze gehört zu den Lorbeerbaumgewächsen. Ihre Heimat ist das tropische Mittel- und Südamerika. Heute findet man sie sogar in Spanien.



Sie fragen wir antworten

Hilfe für Afghanistan

Die Vereinten Nationen haben ein Programm für humanitäre und wirtschaftliche Hilfe für Afghanistan beschlossen. In welchem Umfang beteiligt sich die Sowjetunion daran?
Rafaela Schlafer, Frankfurt (Oder)

Die Sowjetunion beteiligt sich daran mit 660 Millionen Dollar, wie kürzlich der sowjetische Minister für Außenwirtschaftsbeziehungen Katuschew mitteilte. Diese Summe realisiert sich u. a. mit Lieferungen von Lebensmitteln, Erdölprodukten, Düngemitteln, Saatgut, Baumaterialien, Medikamenten, Autos und Landtechnik. Aktiv hilft die UdSSR beim Bau oder bei der Wiedererrichtung von Wohn- und Krankenhäusern bzw. Schulen und wirtschaftlichen Bauten. Abgestimmt mit der UNO-Mission erhielt die afghanische Regierung von der Sowjetunion im Rahmen des Programms bereits für 100 Millionen Rubel Waren. Ebenfalls übergeben wurden Fertigteilhäuser für 14 Wohnsiedlungen samt allen dazu gehörenden technischen Systemen und Anlagen. Sie sind für die nach Kabul, Herat, Shindand, Bagram und Puli-Khumri zurückkehrenden Flüchtlinge bestimmt und bieten 18 000 Menschen Unterkunft.
Neben der Beteiligung am internationalen Hilfsprogramm gewährt die Sowjetunion vielseitige unentgeltliche Hilfe. Dabei steht die ökonomische Entwicklung des Landes im Vordergrund. Zielgerichtet setzt die UdSSR die Zusammenarbeit sowohl mit dem staatlichen als auch mit dem privaten Wirtschaftssektor in Afghanistan fort. Von 1978 bis 1988 wuchs der Handel um das Vierfache, so beträgt z. Z. der Anteil der Sowjetunion am Außenhandel Afghanistans rund 60 Prozent.
In den bisher abgeschlossenen Regierungsabkommen ist insgesamt der Bau von 319 Objekten für die nationale Wirtschaft Afghanistans vorgesehen. 142 Objekte sind bereits fertiggestellt. Bei den übrigen wird weiterhin Hilfe geleistet.
Im September 1988 unterzeichneten die Regierungen beider Länder mit dem Blick auf das Jahr 2000 ein langfristiges Programm für die wirtschaftliche und technische Zusammenarbeit. Es dient dazu, das Wirtschaftsleben wieder in Gang zu bringen, und zwar in dem Maße, wie sich die Lage im Lande stabilisiert, sich der Prozeß der nationalen Aussöhnung durchsetzt. Es geht dabei um die Erschließung von Erdgasfeldern, um Kooperation beim Bergbau, in der Energiewirtschaft und Industrie, im Transportwesen und in der Landwirtschaft. Vorgesehen ist die Gründung gemeinsamer Betriebe, der Aufbau von Direktbeziehungen und der Ausbau des Grenzhandels. Afghanistan erhielt inzwischen für die dringendsten Arbeiten einen Kredit von 150 Millionen Rubel. Außer großen Wirtschaftsprojekten wird dem Bau mittlerer und kleinerer Betriebe großes Augenmerk geschenkt. Mehr als 40 Verträge wurden unterzeichnet, die den Bau von Brotbäckereien, Großkonditoreien, Fahrradwerkstätten, Auto-Fuhrunternehmen, Baubetrieben und anderen Objekten vorsehen.

Hans Häber

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Siegfried Handke (2), Veronika Mahler (2), Frank Leo, ADN-ZB; Repro aus „Früchte der Erde", Urania-Verlag

Wer schreibt uns?

Alvidas Balanda, 28 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in englisch oder russisch. Hobbys: Sport (Karate), Fotografie, Musik. UdSSR, Litauische SSR, 234 150 Meletai, Kemjaunime 20.

Elena Adson, 24 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. Interessen: Film, Musik, deutsche Literatur. UdSSR, Lettische SSR, 226 002 Riga 2, ul. Nomales d. 6, kw. 5.

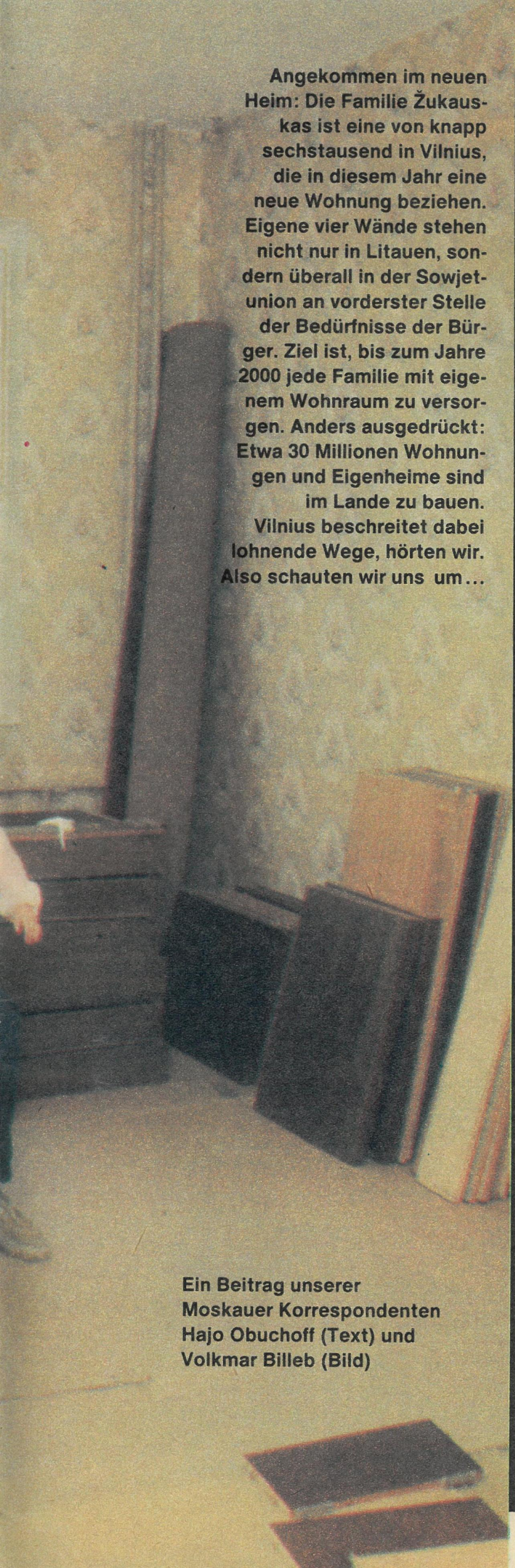
Anita Pastare, 22 Jahre alt, Interessen: Musik, Häkeln, Stricken, Sport, sucht Briefwechsel mit Gleichaltrigen. UdSSR, Lettische SSR, Madonski rajon, 229 238 Waraklani, Kosmonautenstraße 22-1.

Vaida Gudaityté, 15 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. UdSSR, Litauische SSR, 234 460 Šakiai, M. Gorkio 24-4.

Serikshamal Maschanowa, 36 Jahre alt, Deutschlehrerin. UdSSR, Kasachische SSR, 488 008 Taldy-Kurgan, ul. Kuibyschewa 69, kw. 41

Das erste Mal wirklich zu Hause

Angekommen im neuen Heim: Die Familie Žukauskas ist eine von knapp sechstausend in Vilnius, die in diesem Jahr eine neue Wohnung beziehen. Eigene vier Wände stehen nicht nur in Litauen, sondern überall in der Sowjetunion an vorderster Stelle der Bedürfnisse der Bürger. Ziel ist, bis zum Jahre 2000 jede Familie mit eigenem Wohnraum zu versorgen. Anders ausgedrückt: Etwa 30 Millionen Wohnungen und Eigenheime sind im Lande zu bauen. Vilnius beschreitet dabei lohnende Wege, hörten wir. Also schauten wir uns um ...



Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Hajo Obuchoff (Text) und Volkmar Billeb (Bild)

Das erste Mal wirklich zu Hause

Nach Vilnius fährt eigentlich jeder Fremde, um sich an der Baukunst der Meister längst vergangener Jahrhunderte zu erfreuen. Die Stadt – im Mittelalter mit 20 000 Einwohnern eine der größten in Europa – hat da viel zu bieten. Wir jedoch kamen, um zu sehen, wie man 1989 in dieser traditionsreichen Stadt Häuser baut. Heute, da der Bedarf an Wohnungen riesig ist, wo schnell und effektiv Wohnviertel für Wohnviertel verlangt wird. Wie sieht es aus mit der Baukunst der neuen Meister?

Die Architektur unterschiedlicher Epochen könnte man als Porträt ihrer jeweiligen Zeit betrachten, als Bild damaliger Kultur, als Abbild menschlicher Beziehungen. Wer durch die Altstadt von Vilnius geht, spürt die Handschrift der einstigen Baumeister. Jedes Haus ist ein Unikat, kaum zu verwechseln mit einem anderen. Der zweite Blick verschweigt allerdings auch nicht, daß hier keine armen Leute zu Hause waren. Die Toreinfahrten zum Hof verraten den Kaufmann oder Gastwirt, der auf diesem Wege seine Ware erhielt. Die Häuser der zweiten Reihe, hinter den Höfen, sind schon bescheidener, nicht nur in der Fassade. Heute nun ist es das Problem der Stadtväter, diese alten Häuser, ob vor oder hinter dem Hof, den modernen Wohnbedürfnissen entsprechend zu rekonstruieren. Oft bleibt tatsächlich nur die Fassade stehen, hinter ihr wird neu gebaut. Ganze Straßenzüge stehen in Gerüsten. Allein mit Rekonstruktion kann das Bedürfnis nach Wohnungen jedoch nicht befriedigt werden. 584 000 Menschen leben in der Stadt, in 12 Jahren werden es 700 000 sein. Da wird schnelles Bauen verlangt, so schnell wie noch nie in der Stadtgeschichte von Vilnius. Und die Bürger sind eben verwöhnt, was schöne Häuser betrifft. Nur mit warmem Wasser und Fernheizung – alles sehr ange-

Kaufhalle in Justiniskes. Sie ist Teil eines Handelszentrums, zu dem noch ein Geschäft für Kindernahrung, ein Wein- und Spirituosenladen, eine Konditorei und zwei Cafés gehören. 7000 Kunden am Tag kaufen hier für rund 25 000 Rubel ein. Woran es in den neuen Wohngebieten heute noch mangelt, sind Geschäfte für Industriewaren.

Rekonstruktion in der Altstadt. Ein großer Teil der Altbausubstanz, zum Teil architektonische Denkmäler, befindet sich in einem kritischen Zustand. Viel Mühe und Material wird aufgewandt, um die Schönheit des alten Vilnius zu erhalten und die Wohnungen in diesen Häusern zu modernisieren. Die polnische Firma BUDIMEX ist dabei den litauischen Bauleuten ein erfahrener Partner.

nehm – möchte sich kaum einer auf die Dauer abgeben. Auch Neubaugebiete sollen ihre eigene unverwechselbare Note tragen. Eine Herausforderung für die Ökonomen und die Architekten, nicht zuletzt aber für die Bauleute: Viel und schön bauen – und das mit möglichst geringen Kosten!

Vom Wohnheim in die eigene Wohnung

Wie auch in anderen Städten der Sowjetunion gibt es in Vilnius fünf Varianten des Wohnens. Die beste ist natürlich in der eigenen Wohnung oder im privaten Haus. Ungünstiger, aber nicht selten, wenn die verheirateten Kinder weiter bei den Eltern wohnen. Dann gibt es noch die sogenannten Kommunal-Mehrraumwohnungen, in denen verschiedene Familien nebeneinander leben müssen. Meist sehr kostspielig und unbequem ist die Untermietervariante, weil der Wirt die Miete bestimmt. Billiger, aber ähnlich provisorisch für eine Familie, wohnt es sich im Arbeiterwohnheim. Und genau in einem solchen fanden wir unsere junge Familie. Drei Personen in einem Zimmer von etwa 12 Quadratmetern. Rima Žukauskiene war gerade beim Packen. Die letzten Stunden vor dem Umzug in die neue Genossenschafts-Dreiraumwohnung. Ihr Mann Rimvydas Žukauskas war unterwegs in der Stadt, während die einjährige Tochter Aurelija Žukauskaite auf dem Balkon im Kinderwagen schlummerte. Der aufmerksame Leser wird sich wundern, daß in Litauen Mann, Ehefrau und Tochter scheinbar unterschiedliche Familiennamen tragen. Es sind jedoch nur verschiedene Endungen. Allein die Söhne haben denselben Nachnamen wie der Vater.

Zwei Jahre wohnten Rima und Rimvydas im Wohnheim. Das letzte Jahr schon zu dritt. Gekocht wurde in der Gemeinschaftsküche. „Zwei Jahre sind nicht schlimm", meinte Rima. „Hier wohnen manche, deren Kinder inzwischen zur Schule gehen. Wir hatten Glück, weil mein Betrieb diesmal nur Dreiraumwohnungen zugeteilt bekam und alle, die vor mir auf der Warteliste standen, Alleinstehende oder Ehepaare ohne Kind waren. So rückte ich nach vorn." Rima Žukauskiene arbeitet als Ingenieur im Institut für Projektierung des Städtebaus. Über

Fortsetzung Seite 51

Gediminas Baravikas,

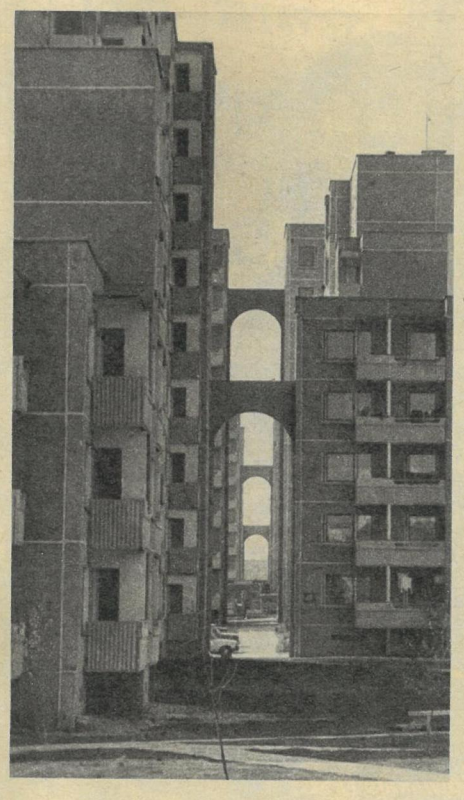
Chefarchitekt der Stadt Vilnius:

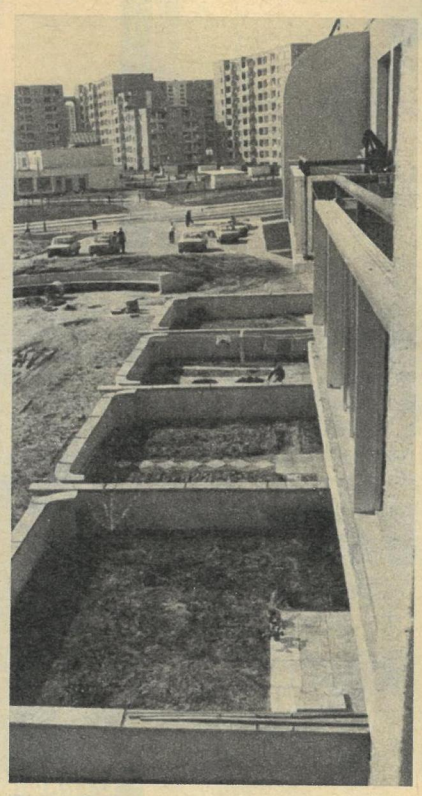
Vor uns steht heute die Aufgabe, nicht nur Tausende Quadratmeter Wohnfläche zu schaffen, sondern auch ein vollwertiges und behagliches Wohnumfeld. Die notwendigste Infrastruktur also: Kindergärten, Schulen, Polikliniken, Kaufhallen, Dienstleistungszentren. Und wir lassen noch genügend Raum zwischen den Wohngebieten, um sie später, wenn der stärkste Druck nachgelassen hat, weiter auszubauen, mit kulturellen und anderen Einrichtungen. Auch die Arbeitsmöglichkeiten in der Nähe der neuen Wohngebiete reichen nicht aus. Die meisten Arbeitsplätze befinden sich heute im alten Teil der Stadt. Wir haben deshalb die neuen Mikrorayons in einer Art Halbkreis um die Altstadt angelegt, so daß die Entfernungen zum Zentrum gering bleiben. Fahrzeiten von 20 Minuten sind wohl zumutbar. Inzwischen gibt es erste Gedanken über den Bau von Schnell-Linien einer Straßenbahn. Noch ist aber nichts entschieden.

Wichtig für uns ist – und das haben wir auch durchgesetzt – die schnelle Begrünung in den Neubaugebieten. Wir sind außerdem bestrebt, möglichst wenig Waldflächen dem Bau zu opfern. Unter schön bauen verstehen wir, jedem Wohngebiet sein eigenes, unverwechselbares Gesicht zu geben. Sehr gut hat sich dabei die monolithische Bauweise bewährt. Da sie aber kostspieliger ist, können wir nicht auf die Plattenbauweise verzichten. Wir versuchen jedoch auch dabei zu variieren: verschiedene Bauhöhen, treppenartige Häuser. Die Kombination verschiedener Typen von Bauweisen bringt Abwechslung... Im alten Vilnius gibt es überall Toreinfahrten zu den Höfen hinter bzw. zwischen den Häusern. In abgewandelter Form findet sich so etwas in den neuen Stadtgebieten wieder. Ebenso Höfe, mehr oder weniger groß, mit Hausgärten. Ein wesentlicher Gedanke bei der Projektierung eines Wohngebietes ist für uns, jeweils ein kommunikatives Zentrum zu schaffen, wo sich die Einwohner begegnen. Es besteht aus Handels- und Dienstleistungseinrichtungen, Gaststätten, Cafés und ähnlichem. Strahlenartig führen Fußgängerstraßen dorthin. Dort gibt es die Möglichkeit, sich einige Minuten auf einer Bank auszuruhen, mit dem Nebenmann ins Gespräch zu kommen. Das erinnert an die Anlage eines Dorfes, in dessen Zentrum sich das öffentliche Leben konzentrierte. Selbst die Namen unserer Neubaugebiete – Seskine, Pasilaiciai oder Vabioniskes – haben wir den Dörfern entlehnt, die hier einst standen.

Das erste Mal wirklich zu Hause

den Betrieb werden diese Wohnungen grundsätzlich verteilt. Die Wartezeiten für eine staatliche Wohnung liegen in Vilnius noch bei 10 bis 12 Jahren. Genossenschaftswohnungen bekommt man in etwa





Rundbögen als verbindendes Element zwischen den Häusern, typisches Merkmal für dieses Wohngebiet. Gleichzeitig erinnern sie an die Toreinfahrten zwischen den Häusern in der Altstadt. Hier, wo sich früher das Dorf Pasilaiciai befand, stehen heute moderne dreigeschossige Reihenhäuser mit kleinen Gärten für die Bewohner des Erdgeschosses. Oben befinden sich Zwei-Etagen-Wohnungen mit vier Zimmern.

drei bis fünf Jahren. Im Unterschied zu den AWG-Wohnungen in der DDR werden die Genossenschaftswohnungen in der Sowjetunion gekauft. Rimvydas und Rima müssen im Verlauf von maximal 25 Jahren 18 000 Rubel für ihr Domizil abzahlen. Das sind – nach der ersten Anzahlung von 5000 Rubeln – jeden Monat 80 Rubel. „Natürlich hatten wir ein wenig gespart", sagt Rimvydas. „Aber ohne die finanzielle Unterstützung unserer Eltern hätten wir das Geld nicht aufgebracht." Als Techniker beim Stadtkomitee in Trakai – 30 Kilometer von Vilnius entfernt – bringt Rimvydas 280 Rubel im Monat nach Hause. Rima vedient etwa 150 Rubel. Aber sie will mit dem Kind drei Jahre zu Hause bleiben. Wird das Geld da nicht recht knapp? „Rima ist sehr geschickt", lobt der Mann seine Frau. „Wir haben eine ‚Veritas' zu Hause. Und Rima näht damit schöne, modische Sachen, die sie gut in den Kooperative-Boutiquen der Stadt verkaufen kann. Mit diesem zusätzlichen Geld werden wir schon zu Rande kommen."

Garagenbau im Neubaugebiet Justiniskes. Nicht jeder Autobesitzer wird eine Garage bekommen, aber Tiefgaragen – später mit Rasen bedeckt oder mit Sportplätzen auf dem Dach – helfen, die Blechgaragenstädte zu verringern.

Wo sich Elche „Guten Morgen" sagen

Der Möbelwagen ist vorgefahren. Freunde von Rima und Rimvydas packen mit an. Erstaunlich, wieviel in dem kleinen Zimmer untergebracht war. Eilig wird alles auf dem Lastwagen verstaut. Wir nehmen ein Taxi und fahren vor zur neuen Wohnung. Die vierspurig angelegte Straße führt an mehreren Neubaugebieten vorbei. Man sieht und spürt die Nähe der Natur. Unser Taxifahrer, der hier ebenfalls wohnt, erzählt, daß er früh vom Vogelgezwitscher geweckt wird und eines Morgens sogar ein Elch auf der Straße stand. Rings um das Haus Nummer 50 in der Gorkistraße sieht es noch ziemlich wild aus. Der zehngeschossige Block ist noch nicht voll bezogen. An seinem Ende wird erst der Beton für den Fußweg gegossen. Vor dem Eingang der Žukauskas-Wohnung indes ist er schon fest, der Möbelwagen kann bis zur Tür heranfahren. In der Nachbarschaft wächst ein Haus, im Monolithverfahren errichtet. Ein System von Verschalungen ist aufgebaut, in das der Beton gegossen wird. Die Verschalungen rücken im Verlauf des Baus immer höher, so daß man zum Schluß sagen kann: Das Haus ist in einem Stück gegossen worden.

Viele Architekten von Vilnius sind Anhänger dieser Bauweise. Natürlich geben Häuser, die mit dieser Methode errichtet worden sind, einem Wohngebiet durch ihre Formenvielfalt ein interessantes Gepräge. Aber der Bauaufwand ist letztlich höher. Allerdings gibt es auf der Welt genug Beispiele, wo man auch effektiv und zugleich schön mit Skelett- oder Plattenbauweise arbeitet. Wahrscheinlich könnten Vor- und Nachteile der einen oder anderen Methode durch Ausschöpfung aller Reserven in der Organisation und in den Technologien ausgeglichen werden. „Heute wird versucht, auf verschiedenen Wegen das Ziel zu erreichen", erklärt der Baumeister einer Schule in der Gorkistraße. „Neben dem kommunalen Wohnungsbau, der den größten Anteil ausmacht, sollen auch die großen Betriebe der Stadt ihre Kapazitäten mit einbringen, um für einen Teil ihrer Belegschaft Wohnungen zu bauen. Wohnungsbau-Kooperativen bilden sich, die vor allem Eigenheime und Garagen in den Neubaugebieten errichten oder Baureparaturen ausführen. Das geschieht in vertraglicher Abstimmung mit den Wohnungsbaukombinaten und der kommunalen Verwaltung."

In Vilnius ist die Tendenz der neuen Verteilung recht deutlich sichtbar. Während im Durchschnitt in der Sowjetunion etwa 10 Prozent Wohnungen als Genossenschaftswohnungen gebaut werden, sollen hier bis zum Jahre 2000 von den geplanten 115 400 Wohnungen allein 31 000 genossenschaftlich sein. Das heißt, sie entstehen zum großen Teil mit Hilfe von Betrieben in der Stadt. Auch für den Eigenheimbau, der zwischen 1962 und 1986 in großen Städten verboten war, wird in Vilnius inzwischen viel getan. Im vergangenen Jahr sind 1120 Baugrundstücke freigegeben worden, in diesem Jahr werden es 2000 sein. Schwierigkeiten gibt es allerdings bei der Versorgung mit Baumaterialien. Das ist überhaupt ein Problem. Eine große Belastung im ganzen Land sind Bauten, die sich über acht bis zehn Jahre hinziehen und zum Teil gar überflüssig sind, wie nicht selten zu hören ist. Die Verlagerung der Verantwortung vom Zentrum in Moskau auf die Organe in den Republiken bis hin zu den örtlichen Sowjets soll in Zukunft eine bessere Planung und entsprechend bessere Ergebnisse bringen. Das muß in den kommenden Jahren möglichst schnell wirksam werden. Um in Vilnius bis zum Jahr 2000 jeder Familie eine Wohnung zu geben, müssen jedes Jahr 7700 Wohnungen entstehen. In diesem Jahr sind aber nur knapp 6000 geplant...

Die Einzugsfeier

Der Blick vom Balkon der Wohnung unserer neuen Bekannten wird nicht durch Häuserwände gestört, erfaßt sogar ein Stück des Waldes, der sich am Rande von Vabioniskes entlangzieht. Tochter Aurelija tappt neugierig durch die Zimmer, die sich allmählich mit Kisten, Taschen, Koffern und Möbelstücken füllen. Eigentlich wollten wir nun die junge Familie mit ihrer Wohnung allein lassen. Doch da haben wir die Rechnung ohne die Gastgeber gemacht. So einfach geht das nicht, meinen sie. „Da seid ihr von so weit zu uns gekommen und wollt schon gehen, bevor es noch richtig angefangen hat. Bei uns ist es Sitte, daß ein Einzug in die Wohnung gefeiert wird." Und dann geht alles ganz unkompliziert vonstatten. Kaum ist das letzte Stück Umzugsgut in der Wohnung, wird ein Tisch zwischen die beiden Schlafliegen gerückt, alle weiteren Sitzgelegenheiten um den Tisch gestellt, der sich wie von Zauberhand mit den verschiedensten Leckereien füllt. Denn die Hausfrau probiert sofort den schönen elektrischen Herd in der Küche aus. Im Nu ist eine fröhliche Runde versammelt, es wird gescherzt, und jetzt ist auch die Zeit dran, daß ich ausgefragt werde. Da bleibt kaum ein Thema unberührt: Wie es sich bei uns in der DDR lebt, ob wir ähnliche Wohnungsprobleme haben, wie die Kinder erzogen werden, wie mir Litauen gefällt und und und. Fast unbemerkt hat sich die Nacht über die Stadt gesenkt, die Mädchen stehen auf dem Balkon und singen ein Volkslied. Seine melancholische Melodie hallt von den Wänden der Nachbarhäuser zurück. So haben wohl früher die Mädchen des Dorfes Vabioniskes, das sich an dieser Stelle befand, am Abend vor ihren Häusern gesungen und nach den Burschen Ausschau gehalten. Auch ich gehe hinaus. Rimvydas füllt indessen zwei Gläser mit Sekt, stößt mit seiner Rima an. Möge die neue Wohnung ihnen Glück bringen...

Auferstehung, 1988 (rechts)
Porträt Alik, 1988 (links)

Der Maler Leonid Balaklaw

Sonntags-Träumer

Lisa Klutschewskaja (Text)
Wladimir Simin (Foto und Reproduktionen)

„Ich bin klein, Mutter und Großmutter behüten mich. Wir drei stehen über unserer Stadt, wir können über ihre vielen kleinen Häuser blicken. Und da beginne ich zu staunen: Die Stadt gibt mir Flügel. Ein Traum. Als ich aus ihm erwachte, hatte ich gelernt, mich in Bildern auszudrükken." „Sonntagstraum" heißt ein Bild von Leonid Balaklaw, ein Diptychon. Auf der rechten Tafel haben die junge und die alte Frau dem Jungen in den kurzen Hosen die Hände auf den Kopf gelegt, sie sind ein Dach. Die linke Tafel zeigt den romantisch-versonnenen Jüngling. Ihm sind Flügel gewachsen, die sind aus den Häusern seiner Stadt gemacht.

Die Stadt des jungen jüdischen Malers Balaklaw ist Belzy in Moldawien. Hier wurde er vor dreiunddreißig Jahren geboren. Die Mutter arbeitet in einer Fabrik, der Vater ist Tischler. Leonid hat die beiden in ein Bild gemalt, die kleine Frau, die die Last von drei Kindern auf den Schultern hat, und den großen Mann mit den kräftigen Händen. Er trägt einen getischlerten Fensterrahmen, der rahmt die beiden ein wie eine Tür. Und ringsherum wieder die kleinen Häuser der Stadt. Warm ist das Bild in seinen rötlichen Tönen.

Der Großvater, sagt man, soll der beste Modelltischler des Königs von Rumänien gewesen sein. Daher Leonid Balaklaws ausgeprägtes künstlerisches Talent? Er ist Autodidakt, zu einigen Konsultationen hat er den Moskauer Maler Alexander Tischler aufgesucht, die großen Meister studiert er in den Museen und Galerien. Eine abgeschlossene künstlerische Ausbildung hat er nicht.

Am Moskauer Taganka-Platz hatte er seine erste große Ausstellung mit einundzwanzig Gemälden und dreißig grafischen Blättern. Bis Anfang Juni waren sie dort im Foyer des neuen jüdischen Kulturzentrums zu sehen und anschließend sollen sie in Israel gezeigt werden.

Das im Februar dieses Jahres gegründete Zentrum hat seinen Sitz im Jüdischen Kammermusiktheater, einem kürzlich restaurierten zweistökkigen Empiregebäude. Es ist nach Solomon Michoels benannt, dem großen sowjet-jüdischen Schauspieler, Regisseur, Pädagogen, Theatertheoretiker. Vor neunundneunzig Jahren geboren, galt er seinen jüdischen Zeitgenoseen als ein Weiser. Zur Eröffnung des Solomon-Michoels-Zentrums waren Vertreter großer jüdischer Gemeinden und Organisationen angereist, unter ihnen Edgar M. Bronfman, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses. Das Kulturzentrum ist eine gesellschaftliche Organisation. Seine Tätigkeit leitet ein Arbeitsrat, dem Theaterschauspieler und Experten für jüdische Geschichte und Kultur angehören. Unterstützung und Mitarbeit in einem Ehrenrat haben u. a. auch Schauspieler wie Rolan Bykow zugesagt.

Leonid Balaklaws Bilder sind jüdische Bilder, in ihrer Form und in ihrer Aussage. Sie erzählen von der Kindheit des Künstlers, vom Leben im Städtchen Belzy, von der Synagoge, von den Verwandten, von biblischen Geschichten, die in die Gegenwart der Stadt hineingewachsen sind. Balaklaw malt das in warmen Farben, in allen Nuancen von Rot, mit temperamentvollem, leichtem Pinselstrich. „Ich male", sagt er, „wie man hebräisch schreibt, von rechts nach links, in der rechten Ecke beginne ich und fülle die Leinwand Millimeter für Millimeter. Ich male, wie es aus mir kommt, ohne ein gedankliches Konzept." Balaklaws Bilder sind von grenzenloser Phantasie erfüllt, aber sie erzählen von seiner Realität. Er ist ein phantastischer Realist, nicht nur ein

Die Olga ist immer dabei

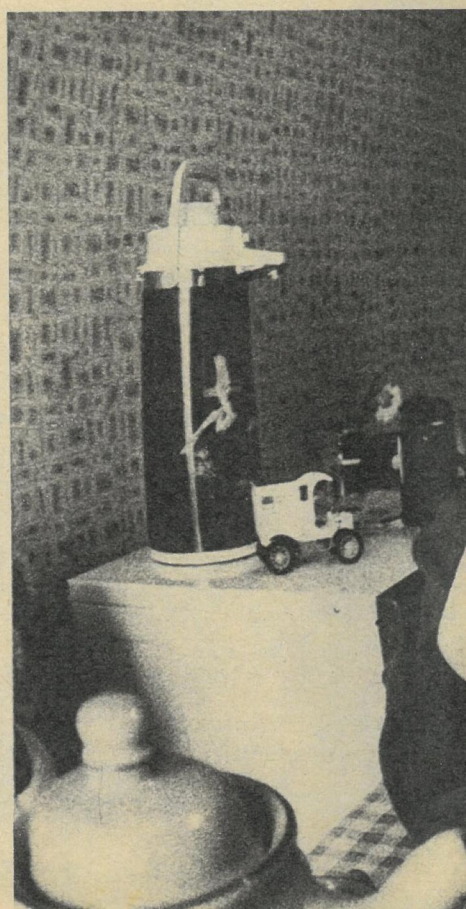
Sie war einmal, beim Hinschauen heutigentags kaum zu glauben, ein Turnfloh. Einer wie andere Berühmtheiten aus ihrer Generation, Maria Filatowa zum Beispiel oder Natalja Schaposchnikowa. Als sie, Olga Bitscherowa, eben erst in die sowjetische Nationalmannschaft aufgestiegen, 1981 im Moskauer „Olimpijski" mit fünfzehn die bisher jüngste Mehrkampf-Weltmeisterin wurde, wog sie bei 1,38 Meter Körpergröße nur ganze 30 Kilogramm.

Das „Verrückteste" an ihrem mit enthusiastischer Verwunderung begleiteten Sieg war, daß sie kurz vor WM-Beginn für eine verletzt ausgeschiedene Mannschaftskameradin hatte einspringen müssen, „sonst hätte ich als Ersatzturnerin nur zuschauen dürfen". Für ihre unverhoffte Nachnominierung bedankte sie sich auch noch mit einer Welturaufführung im Pferdsprung. Ein Überschlag mit halber Drehung zum Salto rückwärts gebückt brachte ihr – und das ausgerechnet auch noch bei einer Weltmeisterschaft! – die erste Höchstnote 10 ihres Lebens.

In den beiden Jahren darauf avancierte sie in Zagreb noch zur Weltcupsiegerin und in Göteborg zur Europameisterin, war nicht nur die damals beste Turnerin der Welt, sondern auch (als „unsere kleine Prinzessin") sehr populär. Wenn dieser niedliche Teenager mal eine Dame wird, sagten ihre Fans, werden sich die Männer nach ihr umschauen. Was ein adonischer Jüngling aus ihrem Klub ZSKA Moskau seit fünf Jahren jeden Tag macht...

Nun ist Klein-Olga – Kinder, wie die Zeit vergeht! – nämlich Ehefrau. Weil auch Valentin Mogilnij damals schon Nationalmannschaftsmitglied war, bestritten die beiden 1984 ein gemeinsames Trainingslager. „Was sich dort zwischen uns tat, war nicht mehr und nicht weniger als eine angenehme Bekanntschaft mit einem netten und unterhaltsamen Kollegen aus meiner Zunft. Das ging so lange gut, bis ich mich verwirrt fragte, warum ich eigentlich ständig auf die Uhr schaute, um ja nicht unsere Verabredung zu verpassen. Ich merkte, daß ich mich ‚unsterblich' verliebt hatte. Und da dies, das ist der Frau siebter Sinn, auf Gegenseitigkeit beruhte, sprachen wir beizeiten über unsere schöne Chance, für immer zusammenzubleiben. C'est la vie, so ist das Leben: Mit Liebe auf den zweiten Blick gingen wir eines besonders schönen Tages zum Standesamt. Besseres konnte uns, ihm wie mir, gar nicht einfallen..."

Valentin Mogilnij, dreifacher Weltmeister von Montreal '85, 23 Jahre alt und mit für einen Turner optimalen Körperproportionen: 1,65 m groß, 60 kg schwer. Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS beschreibt ihn als „Mozart" des Turnens: „Außerordentlich gut gebaut,



Fotos: TASS/I. Utkin, W. Nikoforow

Experten sehen in ihm das Eichmaß eines Turners.“ Wenn er gewinnt, und das ist öfter der Fall, siegt er mit Pauken und Trompeten. Verliert er, was ebensooft vorkommt, hat er an irgendeinem Gerät einen winzigen wie folgenschweren Fehler gemacht. „Wenn ihm solche ärgerlichen Patzer erspart bleiben“, schreibt TASS, „kann er ein Superstar werden.“ Zur Weltmeisterschaft im Oktober in Stuttgart zum Beispiel.

Bei den „Spielen des guten Willens“ schwärmte der US-amerikanische Olympiasieger und Weltmeister Bart Connor am ABC-Monitor von Mogilnij in den höchsten Tönen: „Das ist genau das Turnen, von dem man träumt. Alles ist da: Schwierigkeit, Technik und Eleganz auf höchster Ebene, enorme Vielfalt, individuelle Handschrift.“ Zum letzteren wäre zu sagen, daß sich Mogilnij stets auf der Suche nach einem „personengebundenen“ Stil befindet, nach Extras, die ihn von anderen, ansonsten gleichwertigen Turnern unterscheiden. Die Grundfarben zu seinem turnerischen „Gentleman-Bild“ – jedes Detail mit Spannung bis in die Fußspitzen und gleichmäßiger Rhythmus im Bewegungsablauf – lieferte sicherlich auch die Ballettschule, in der er (lang ist's her) eine Grundausbildung genoß. So macht Mogilnij das Turnen zur Kunst…

An jeden Gerät ein König, ist er am Pauschenpferd ein Kaiser, nämlich Welt- und Europameister. Dort beeindruckt er am meisten, und das nicht nur wegen der auffälligen Länge seiner hochklassigen Übung: Schwierigste Kombinationen auf einer Pausche, attraktive Spreizflankenverbindungen, kombiniert mit Gegendrehen und Wandern von einen Pferdende zum anderen. Nichts ist traumhafter als das, was er dort macht, gleichwohl auch seine schwierigen und bombensicher gestandenen Abgänge von Barren (Doppelsalto gebückt) und vom Reck (gestreckter Tsukahara) gleichermaßen Mogilnijs „individuelle Handschrift“ tragen.

Ehefrau Olga Bitscherowa turnt nicht mehr. Aber ihr intensives Leben hat auch nach dem Rücktritt eine Fortsetzung gefunden. „Wenn Valentin ins Trainingslager muß, fahre ich einfach mit. Ohne ihn ist alles langweilig, und außerdem kann ich bei solcher Gelegenheit auch noch mitturnen. So sind wir öfter unterwegs und selten zu Hause. Das ‚richtige‘ Zuhause haben wir noch vor uns, und wir freuen uns darauf sehr.“

Jetzt ebenfalls dreiundzwanzig, ist Olga Bitscherowa eine vielbeschäftigte Dame. Als Sportjournalistin in spe befindet sie sich an der Lomonossow-Universität im 5. Studienjahr und schreibt bereits für Moskauer Zeitungen Kolumnen, die beim Leser beliebt sind. Kürzlich hatte sie ihren Erstauftritt als Kampfrichterin. „Da ich in diesem Amt auch ehemalige Trainingsgefährtinnen zu bewerten habe, müssen diese einsehen, daß sie bei mir keinen ‚Freundschaftsbonus‘ erhalten können. Als ich noch aktiv war, saß mit der 1980er Olympiasiegerin Jelena Dawydowa eine gute Freundin von mir am Kampfrichtertisch. Sie war streng und unnachgiebig, hinterher waren wir wieder ein Herz und eine Seele.“

Am wichtigsten aber scheint ihr zu sein, wenn sie i h n bei sich hat. Sie tut da nicht so, als sei sie sein Trainer oder sein Psychologe. „Aber irgendwie wirke ich mit. Meine Hilfestellungen sind ernstgemeint. Valentin hört mir zu, und ich fühle, daß er mich braucht, denn ich sehe, wann und wo ihn der Schuh drückt.“

An Olgas grüner Seite träumt er davon, er könnte Weltmeister werden. Und die ehemalige Weltmeisterin weiß genau, was alles getan sein will, damit man die Krone auch tatsächlich findet.

Hans Richard Vollbrecht

Im nächsten Heft:

Privat zu Gast

Zur Hochsaison an Bulgariens sonniger Küste gleichen die eleganten Hochhaushotels Bienenstöcken. FW-Reporter jedoch entdeckten in den Urlaubszentren reizvolle Privathäuschen, die jedem Touristen als Quartier offen stehen.

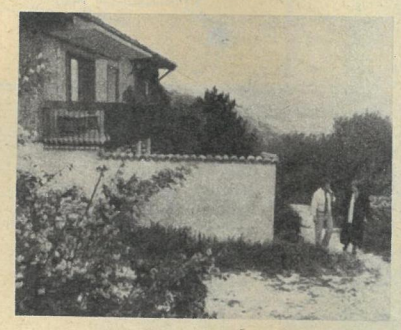


Foto: D. Christel

Kraftproben

Junge Leute in einer ukrainischen Stadt zwischen Fitneß-Training und Fit-Sein fürs Leben.

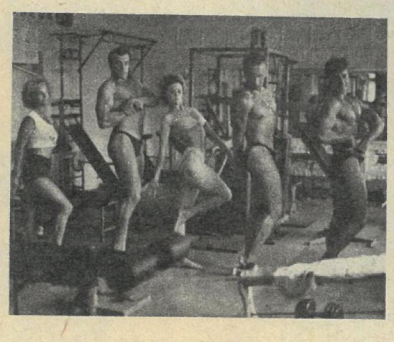


Foto: L. Willmann

Winkewinke

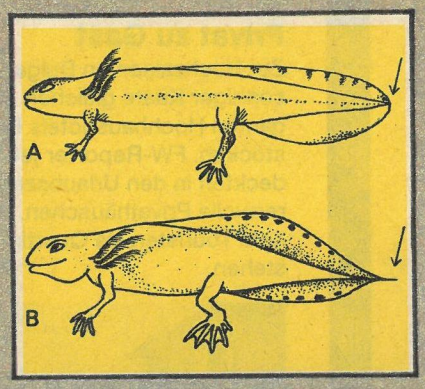
Große Ehrenrunde nach einem 3:3, bei dem Oleg Blochin auch ein Tor schoß: Die „Sbornaja“, eine internationale Prominenten-Auswahl und mit ihnen 100 000 Kiewer verabschiedeten einen Weltstar des Fußballs.
Wer war Blochin?

Foto: V. Hohlfeld

Zu zweit in einem Boot

Die Gemeinschaftslinie Rostock–Riga, ein traditionsreiches Unternehmen mit Zukunft. Kunden von UNIBALT schätzen den schnellen Haus-Haus-Verkehr.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



Feuersalamander

Salamandra salamandra LINNAEUS 1758

Der wohl populärste Schwanzlurch Mitteleuropas ist zweifellos unser Feuersalamander. Aus eigener Anschauung in freier Natur jedoch nur wenigen bekannt, denn Beobachtungen dieses Charaktertiers unserer Mittelgebirge gelingen fast ausnahmslos nur an „urlauberfeindlichen" Regentagen. Wer aber unmittelbar nach einem sommerlichen Wärmegewitter altes Laubgehölz im Thüringer Wald oder Harz durchstreift, wird mit großer Sicherheit auf die nach Würmern und Schnecken pirschenden gelbschwarzen Gesellen stoßen. Keinesfalls darf eine solche Begegnung in der Mitnahme der attraktiven Tiere „gipfeln"; sie genießen als „Geschützte bestandsgefährdete Art" vollen Gesetzesschutz!

Gefährdet ist der in Zentraleuropa bis zu 20 cm Körperlänge erreichende Salamander vor allem durch die stark erweiterte forstliche Pflanzung von Fichten auf ursprünglichen Rotbuchenstandorten, die Beseitigung von Quellsümpfen sowie meliorative Maßnahmen an Gebirgsbächen. Gerade solche Gewässer sind für seine Vermehrung unersetzlich, weil die im Mutterleib gereiften, bereits mit vier Beinen und einem Ruderschwanz ausgerüsteten 25 bis 35 mm langen Larven von den Weibchen dorthin entlassen werden. Entsprechend dem Nahrungsangebot und den herrschenden Temperaturen benötigen die graubraun gefärbten Larven bis zu ihrer Umwandlung zum Jungsalamander zwischen zwei Monaten und zwei Jahren. Erst nach weiteren Jahren können sie selbst zur Fortpflanzung schreiten. Feuersalamander erreichen im Freiland nicht selten zwanzig Lebensjahre. In Menschenhand gab es gar einen Methusalem, der seinen Pfleger 43 Jahre erfreute! – Gezeichnete Larven der Schwanzlurche: A – Feuersalamander, B – Kammolch.

Dr. W. Wendt (Text und Foto)
M. Kotsch (Zeichnung)

UNSERE FRAGE:
Sind die Körpertemperaturen der Lurche und Kriechtiere
a) wechselwarm
b) gleichwarm
c) kommt beides vor?
Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (5) bitte per Postkarte bis 2. August an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. – So war es richtig in Heft 11: Eier der Eidechsen in pergamentartiger Hülle (c). Es gewannen: 100 M – W. Büttner, Coswig; 75 M – B. Bahr, Schwerin; je 50 M – R. Tetzlaff, Tannenberg; K. Steckling, Lühmannsdorf; E. Bergner, Freiberg.